

NL 53 Franz Overbeck A 269



Zu meiner Lebensbeschreibung

A 269 (1)

26. Dec. 97

Ich gehe an selbstbiographische Aufzeichnungen nicht ohne jede Selbstüberwindung, ja nicht ohne ein Gefühl, damit fast das beste Stück meines Lebensglücks anzutasten, nämlich meine Fähigkeit es besser als Andere aushalten zu können, mich nicht mit mir selbst zu beschäftigen. Mich treibt keine Schuld, die ich um den Preis meines Lebens abzuschütteln hätte, in mich selbst zurück. Nicht dass ich etwas Anderes sein wollte als ein Mensch und damit ein sehr bedenkliches Wesen. Ich gebe auch gern zu, dass zartere Gewissen, die was ich im Leben gethan und gelassen, so gut wüssten wie ich, mein eben mir entfallenes Selbstbekenntniss nur mit Entrüstung anzuhören vermöchten. Zu meiner Entschuldigung habe ich auch nichts Weiteres zu sagen als, dass es mir mit diesem Selbstbekenntniss gar nicht einfällt mich hinter die allgemeine "Bedenklichkeit" der Menschheit zu verstecken, um etwa ein vorzüglich unbedenkliches Exemplar dahinter vermuthen zu lassen, und ich es nur nicht fertig bringe mich zu den vorzüglich Bedenklichen zu stellen. Ein besonders Schwacher soricht vielmehr hier ihr danke ich alle Freiheit, die ich seit sie neben mir steht besitze. Auch der Glaube, ein Genie zu sein hat mich nie für mich interessirt. Ich bin mir stets mit Talenten jeglicher Art nur besonders mager ausgestattet vorgekommen. Besitze ich eine Gabe, die ich mir vor den Meisten zutraue, so ist es eine gewisse Fähigkeit mich bei der Betrachtung der Dinge von ihnen los- und aus ihnen herauszulösen. Damit bin ich denn auch nicht zufällig ein Gelehrter geworden

und ich hätte als solcher wohl auch etwas Hervorragendes werden mögen, hätte ich sonst nur etwas mehr Gaben besessen um mit dieser Einen etwas Rechtes anfangen zu können. Auch mein Leben selbst mit seinem eigenen Reichthum an Bewegung und Ereignissen ist nur ein conte à dormir debout. Ich habe zwar dabei nicht geschlafen, aber vielleicht nur weil ich geringen Antrieb hatte mich damit zu unterhalten. Blieb also endlich noch um e. zu thun als Motiv der Drang mir die Meinung anderer Leute zu sichern. Hier sehe ich mich nun in der einfachen Erklärung, dass ich mir aus dieser Meinung überhaupt nichts gemacht habe, durch zwei Thatsachen meines Lebens behindert. Gegen die Meinung bestimmter - das wird bei mir so gut wie bei Jedermann so viel heissen wie weniger - Menschen bin ich wohl nie gleichgültig gewesen: indessen was mir das Leben in dieser Hinsicht in der Person meiner beiden besten Freunde beschieden hat, hat in dieser Hinsicht meine Bedürfnisse überreich befriedigt und hat als ein mir in den Schoos gefallenes Geschenk vor allem darin für mich unschätzbaren Werth, dass es Bedürfnisse der hier in Rede stehenden Art in mir gar nicht hat eigentlich lebendig werden lassen. Insofern fehlt mir so zu sagen die nöthige Erfahrung um von meiner Gleichgültigkeit gegen die Meinung Anderer zu reden. Aber selbst gegen die Meinung einer unbestimmten Allgemeinheit kann ich mir nicht, mindestens nicht allen Perioden meines Lebens, nur Gleichgültigkeit zusprechen. Ich bin als Knabe von Schüchternheit ausserordentlich geplagt gewesen, so sehr dass ich schon damals, hätten sich sonst die Umstände meines Lebens nicht so vielfach gefügt und verbunden um mein Temperament zu erheitern, dabei ein ernstes chronisches

Leiden hätte davon tragen können. Auch hat es bei mir ungebührlich lange gedauert bis ich die Sache überwunden und als Folge davon nur noch ein gewisses Ungeschick im Verkehr mit Menschen zu empfinden hatte. Mit dem mich aber abzufinden mir nachgerade so weit gelungen ist, dass ich mich nur vor der Gefahr des Cynismus in dieser Hinsicht hüten muss, für den ich keinen Geschmack habe. Ich lebe überdies nicht allein, sondern mit meiner lieben Frau und unter ihrer Aufsicht. Und wie mild ist diese. Dieses vorbehalten, bekenne ich mich aber allerdings unbedenklich zur Gleichgültigkeit gegen die Meinung Anderer. Einmal hat bei Allem was ich gethan habe das Motiv mich vor bestimmten Anderen - geschweige denn vor "den Anderen" überhaupt - auszuzeichnen einen Antheil gehabt, den ich, zumal im Verhältniss zu seiner Schätzung in Moralsystemen, denen ich selbst den Respect nicht versage, nur äusserst gering nennen kann. Was nun aber das Ding betrifft, das man "öffentliche Meinung" nennt, so habe ich vom Augenblick an, da es für mich überhaupt zu existiren begann - und das ist, wie sich vielleicht aus schon eben Bekanntem entnehmen lässt, überhaupt erst spät eingetreten - sehr geringe Schätzung dafür gehabt und habe diese geringe Schätzung wohl wie Alle, die damit angefangen haben, mindestens in der Zeit, der mein Leben angehört, sich allmählich zur veritablen Geringschätzung ausgewachsen sehen.

Mit alledem sollte es mir nun, scheint es, erlaubt sein mich für einen Menschen zu halten, der dafür praedestinirt sei, seine Selbstbiographie nicht zu schreiben. Um mir jedoch selbst gerade diesen Freibrief für die Unterlassung einer "Selbstentäußerung" dieser Art auszustellen, fehlt mir die Hauptsache, der

7. Jan. 98

Begriff der Praedestination. Aber auch mich innerhalb der Grenzen einer rein verständigen Weltbetrachtung haltend ausserhalb deren ich mich ganz verliere, habe ich Gründe genug auf diesen Blättern an eine eigentliche und ausgeführte Selbstbiographie nicht zu denken. Schon in diesen wenigen den Gedanken versuchenden Tagen hat mich der Eindruck zu Überwältigend gefasst, dass ich mich damit gleichsam selbst untergraben und was in mir von strenger Wahrhaftigkeit als Wirklichkeit steckt, auslöschen würde. So habe ich denn als etwas, das mir den Gedanken unausführbar erscheinen lässt, auch das noch glücklich zu preisen, dass ich noch nie bis auf die Versuche dieser Tage seit dem 15. Dec. ein Tagebuch geführt und überhaupt selbstbiographische Aufzeichnungen unternommen habe, ausser den durch Examina veranlassten. In dieser Art habe ich mich eben nie mit mir beschäftigt und mich wichtiger zu machen, als es bisher geschehen, habe ich zur Zeit, da ich im Alter auf so geringe Leistungen zurücksehe nur noch weniger Anlass als je zuvor. Ich müsste demnach alte Briefe und dgl. hervorholen um mein Leben zu beschreiben, und würde damit mir so zu sagen zum Gegenstand eines Studiums. Dem Kunstproduct der Rhetorik, das aber so zustande käme, gehe ich *mit mir nicht* aus dem Wege. Ich würde überhaupt an meine Selbstbiographie auch nicht einen Augenblick denken, wären nicht in meinem Leben zwei Punkte: der mir selbst etwas drückend dunkle Punkt meiner öffentlichen Laufbahn und sodann meine Freundschaften, meine beiden Freunde Treitschke und Nietzsche, gegen welche beide, so verschieden hoch ich sie auch in Hinsicht auf ihren menschlichen Werth stelle, ich mit dem Gefühl einer unerledigten Dankesschuld aus dem Leben scheide,

wenn ich von ihnen nicht zu Andern gesprochen. Sie gehören aber zur Zeit beide dem öffentlichen Leben.

30. März 1900

Wir werden als Christen geboren (was ich natürlich ganz anders meine als Tertullianus seine "von Natur christliche Seele) und Manchem von uns kommt in seinem Leben kein Zweifel bei, ob er es auch ist. Die Sache versteht sich für ihn entweder von selbst und bleibt auf sich beruhen, oder es drängt ihn zu ihrem (theolog.) Bekenntniss (ohne dass irgend ein Zweifel hinter diesem Drang steckte - sehr seltener Fall). Indessen vielen von uns geht es auch ganz anders. Ihnen drängt sich unter den Problemen, die ihnen das Leben zuträgt, auch die Frage entgegen, ob sie auch sind was sie von Geburt her heissen, und sie unternehmen nun dieses zu beweisen, ihr Bekenntniss zum Christenthum (theolog.) zu begründen, oder es nur zu untersuchen, wie es damit stehe. Auch diese Untersuchung freilich kann mit verschiedenem Interesse geschehen. Lediglich aus Interesse am Problem, wobei es sich nur darum handelt sich klar zu machen was die Wissenschaft überhaupt dem Christenthum als solchen leisten kann und was nicht, oder einem irgendwie zugewachsenen Interesse sich des Christenthums zu entledigen, z.B. um den Druck, dem man davon empfindet, sei es nun auf den Willen oder auf den Intellect, los zu werden. In welchem Sinne habe ich mich nun mit besagtem Problem als Theolog beschäftigt? Gewiss nicht, wenigstens nicht ursprünglich und vornehmlich, aus irgend einem Drang, das Christenthum los zu werden. Denn dazu bin ich nie vollkommen genug in seinen Fesseln gewesen, in keiner Periode meines Lebens habe ich es als Vergewaltigung empfunden, sondern meine in dieser Hinsicht stets empfundene Freiheit hat mich zur Frage geführt, ob ich wirklich bin als was ich geboren bin, bei allem diesem Problem nun gewidmeten Nachdenken hat mich lediglich das Problem selbst oder das Verhältniss des Christenthums zur Wissenschaft interessiert. Ohne

jeden gegen das Christenthum gerichteten Hass und ohne irgend eine sonst empfundene gewaltsame Catastrophe bin ich zur Ueberzeugung gelangt, dass ich als Theologe das mir durch die Gemeinschaft, in die ich gestellt bin, gegebene Verhältniss zum Christenthum lediglich untergrabe. Ich weiss nicht was ich als Christ geworden wäre, wenn mir die Frage wie es mit mir als Christ stehe entweder nie gekommen wäre, oder doch von mir niemals systematisch d.h. theologisch verfolgt worden wäre. Indessen so wie sie (die Frage) sich mir ergeben hat, habe ich mit ihr an meinem Christenthum die Erfahrung gemacht, dass dieses sie nicht verträgt, dass mein Wissen mich um meinen Glauben gebracht hat. Das mag sich nun für Andere damit einfach erklären, dass ich auf diese Weise nur verloren was ich nie gehabt; und ficht mich diese Meinung auch nicht an, so muss ich sie mir doch gefallen lassen. Theils weil ich sie manchem dieser Anderen durch vollständiges Verschlussensein gegen das Verständniss eines sich aus der Wissenschaft (od. theolog.) begründenden Glaubens zurückgebe oder vergelte, theils weil ich nichts weniger als im Sinne habe mich mit dem Zweifel gegen das Christenthum, mit dem ich aus dem Leben scheide, für einen Schiffbrüchigen Glaubenshelden auszugeben. Ich habe es nie über den Kinderglauben gebracht: Weiter standgehalten hat mein Glaube nicht.



Kathedervortrag und schriftstellerische Behandlung  
der Kirchengeschichte.

Nicht unfein und vielfach lehrreich sind Loof's Bemerkungen über die Schwierigkeiten der Aufgabe des Darstellers der Allgemeinen Kirchengeschichte in seiner Recension von Schubert's Bearbeitung des 1. Bandes der Möller'schen Kirchengeschichte (Theol. Litt.Ztg. 1898 No. 3 S. 31 ff.). Ihr Grundfehler ist aber jene beiden Arten der Behandlung der Allgem. Kirchengeschichte nicht scharf auseinander zu halten. Es ist hier auf keinen grünen Zweig zu kommen, so lange man nicht sich einfach der Nothwendigkeit beugend grundsätzlich darauf verzichtet an den Kathedervortrag der Allgem. Kirchengeschichte die höchsten Anforderungen zu stellen: Allgem. Kirchengeschichte ist heute eine unmögliche Aufgabe, ihre Lösung wird aber auf dem Katheder zur Zeit verlangt, ein Unsinn wenn man ihr den Gebrauch secundärer, legitimer und selbst illegitimer Hilfsmittel nicht nachlassen will (Rhetorik, Tendenz und Absicht u. dgl. m.). Kein anderer Zwang aber als der seiner Unverschämtheit zwingt heute irgendjemand mit einer allgemeinen Kirchengeschichte als Schriftsteller hervorzutreten, und hier besteht freilich kein Anlass dazu von den strengsten Anforderungen an die Leistung nachzulassen. So lange die zur Zeit gegebenen Bedingungen der Leistung bestehen ist das klarste Bewusstsein über diese und der angespannteste Fleiss zur Herstellung besserer zu fordern. Weil aber die gegenwärtige/litterarische Production der allgem. Kirchengeschichte vielmehr gemeinhin aus Kathedervorträgen hervorgegangen ist, arbeitet sie nur systematisch am Fortschritt der Confusion.

Ich selbst habe freilich während meiner langjährigen Wirksamkeit als Academischer Lehrer der Kirchengeschichte die hier gefor-

derthen Grenzen stets und aufs strengste eingehalten, freilich nicht sowohl aus den oben angedeuteten Gründen, sondern weil ich in meiner ganzen Auffassung meines theologischen Lehramts und der ihm gesetzten bescheidenen Grenzen subjectiv das stärkste Motiv zu jener Einhaltung hatte.

30. Dec. 97.

Ich bin ein kleines Individuum mit grosser Selbstliebe. Weder ein ungewöhnlich starker Wille noch Talente irgend welcher Art zeichnen mich aus. Auch habe ich mir nie eingebildet ein Mensch besonderer Art zu sein. Aber apart für mich habe ich mich stets gehalten, und bin im Leben immer mehr zum Einsiedler geworden. Jenes war unter den für mich gegebenen Umständen nicht leicht und erklärt zu einem guten Theil warum ich so wenig geleistet, und warum ich kein leichtes Alter habe. Zum Trost habe ich nur den negativen, dass ich weil ich zuviel auf mich hielt und von meinen Leistungen zu viel verlangte, mich freilich niemals in die ueberreizte Production hineinziehen liess, zu welcher unser Zeitalter so überreiche Lockmittel hat und bei welcher man ein dürftiger Pfuscher sein und ein in beiden Hemisphären anerkannter Meister werden kann, bei welcher also auch meinen Talenten grössere Erfolge erreichbar gewesen wären als sie mir zutheil geworden sind. Ich klage ja in dieser Hinsicht nicht. Nach anderer Anerkennung als der meiner Pairs habe ich nie getrachtet und von der habe ich unzweideutige, wenige und wenig geräuschvolle aber mir vollkommen genügende Zeugnisse. Nur ist gewiss, bei so geringem Antrieb durch starke Gaben und dennoch daneben stehender weitgehender Selbstgenügsamkeit, habe ich wenig fertig gebracht und habe nun im Alter keinen Anspruch auf eigentliche Musse. Ich habe mein Leben lang mich für eine Arbeit vorbereitet, welche nun die Kräfte, die ich noch besitze, die Spanne Zeit, auf die ich noch rechnen kann weit überragt. Um mehr als eine dürftige Anzahl nicht einmal besonders hervorragender Aufgaben kann es sich jetzt nicht mehr handeln. Wozu noch ein anderer Umstand kommt, der mich hindert dem Traum, in den ich im Frühjahr in der ersten Freude über die

erlangte Freiheit verfiel, nachzuleben. Wie ich zu spät zur freien Arbeit komme so auch zu spät zur Beschäftigung mit mir selbst. Obwohl ich in ausserordentlichem Masse bei meinen Arbeiten darauf aus war, sie als mein persönlichstes Eigenthum zu beherrschen und eine andere Sorge im Grunde dabei nicht gehabt habe, ist dieses auffallender Weise in mir von äusserst geringer Neigung begleitet gewesen in mich selbst Einkehr zu halten. Das hat nun zur Folge gehabt, dass ich zur Zeit solchen Stössen ausgesetzt bin, wie dem am 15.d.M. erlittenen, bei welchem ich die Feder zu meinem Eusebius Aufsatz, gerade an einem an und für sich mich besonders interessirendem Punkte (Halmel's Aufsatz) - nachdem ich freilich eben vorher den Verdruss Harnack-Heirici überwunden hatte - niederlegte, um an Selbstbiographische Aufzeichnungen zu denken. Ich machte schon in wenigen Tagen die Erfahrung, dass ich damit nur in kürzester Zeit den kleinen Rest von Kräften aufreibe, der mir noch überhaupt bleibt, mit fast sicherer Aussicht auf einen für mich unannehmbaren, jedenfalls auf einen ganz problematischen Erfolg. Dem zur Selbstbetrachtung geneigten Jüngling, dem die Erfahrung noch mangelt, mag der Gedanke an dgl. besonders nahe liegen und dann wieder dem vom entgegengesetzten Lebenspole auf sein Leben zurückblickenden alten Manne. Für beide ist jedoch die Arbeit der Selbstbetrachtung eine gleich unpassende. Wer mit dem geschärften Auge unseres Zeitalters in die Klippen und Gefahren aller Selbstbiographie hineinblickt, die ihr namentlich von Seiten menschlicher Eitelkeit und Redegewandtheit erwachsen, wird erkennen, dass nichts mehr die ungebrochene Kraft des reifen Mannes voraussetzt, als Selbstbiographie und Selbstbetrachtung wenn etwas Anderes als ein mehr oder weniger stattliches

Denkmal menschlicher Eitelkeit dabei herauskommen soll oder tendenziöse Absicht. Der Jüngling übersieht jene Klippen und Gefahren, der alte Mann hat, auch wenn er sie sieht, nicht mehr die Kraft sie zu umschiffen. Schon die grössere Ferne, aus der er die Dinge betrachtet, ist mehr scheinbar als wirklich eine Minderung der Gefahren. Diese Ferne mag zur zweckmässigen Reduction des Stoffes taugen, dieser Vortheil wird mehr als aufgewogen durch das Bedenken der durch sie erhöhten Willkür und Freiheit des Betrachtens. So halte ich denn schon jetzt den ganzen Gedanken nur in sehr stark reducirter Form fest, und denke an eine Ausführung nur noch in einer durch die stärksten Cautelen gegen Verirrung geschützten Form.

Mit welchem mit den mir heute noch überbleibenden Rest an Leben und Kraft sehe ich auf diese Aufzeichnung von 1897 am 19. Apr. 1909 zurück. Und mein grösstes Unglück in dieser augenblicklichen Unseligkeit meiner alten Tage ist vielleicht unter den Umständen unter denen ich noch fortlebe, noch zwei Menschen habe, bei denen ich auf mitfühlendes Verständniss für die unmännlichen Seufzer rechnen kann, mit denen ich mein eigenes, zwar vermuthlich nahes aber doch mir immer noch in nur unbestimmter Nähe vorschwebendes Ende auf diesen Blättern gleichsam einläute. Uebt unser Allbeherrscher der Tod Gnade an mir, indem er mich gerade in dem Moment trifft, in welchem ich von der Erde scheidend in Jenseits mit mir herüber zu nehmen noch im Stande bin, wovon zu lassen mir unüberwindlich schwer wird, so habe ich nur die Bitte an ihn mich in dem Augenblick dahinzuraffen, wo ich die Liebe jener Zwei

NL 53 Franz Overbeck A 269



Manchmal denke ich über mich: habe ich nicht alle Ursache an unserem Jahrhundert ein warnendes Beispiel zu nehmen? Nämlich daran, dass es immer selbstbewusster wird, je alterschwächer es wird? Sollte das nicht daran hängen, dass wir vielleicht beide niemals jung gewesen sind, sondern Altersschwäche uns eben angeboren ist? Dann sage ich mir aber wieder zum Trost: Kommt mir allerdings die Weisheit erst in einem etwas reifen Schwabenalter, - soweit es die des Jahrhunderts ist, ist es doch nur was darin jugendlich ist. Ich bin freilich kein Jüngling mehr, aber was mich mit dem mir zeitgenössischen Jahrhundert verbindet ist wirklich nur was in seinen Bestrebungen jugendlich war, mag das Jahrhundert auch nie das rechte Alter seiner Bestrebungen gehabt haben. Noch jetzt ist es nicht die altkluge Weisheit des Jahrhunderts, für die ich glühe, sondern für seinen Freiheitsdrang und Alles was es in diesem für die Menschheit geleistet hat. Für die alten Götzen, die es zu stürzen unternahm, habe ich wenigstens auch keine eingebilddete Kraft mehr übrig.

5. März 98

Ich habe wenig geleistet, aber denke mit aufrichtiger Begeisterung an das Viele, was ich an meinem Theile Anderen zu leisten noch hinterlassen habe und rufe ihnen aus ehrlicher Ueberzeugung und Einsicht zu: Ermüdet nicht, es lohnt fernere Anstrengung!

5. März 98.

30. Mai 99.

Ungeschickt und schwerfällig bin ich stets gewesen und diese meine Begabung empfinde ich vor Allem im Moment, da ich daran bin, darzulegen wie ich Theologe wurde. Denn nur das hervorragendste Ungeschick hat mich, von Haus aus allen persönlichen Confessionen der Art so gründlich abgeneigten und so lange Zeit seines Lebens ihnen auch so consequent fern gebliebenen Menschen zu guter Letzt und noch auf meine alten Tage in die Lage drängen können, in die ich heute gerathen bin. Wie ich denn mit dem im Spätjahr 1897 von mir begonnenen Aufzeichnungen schon zur Genüge mir Denkmäler der Plage verschafft habe, die mir die Unbequemlichkeiten und Verlegenheiten dieser Lage zugezogen hat. Ich fröhne mit den beifolgenden Blättern jedenfalls keiner Liebhaberei, mindestens müssen sie meine Freundschaft sich noch erwerben.



Der Gedanke (bei mir selbst ein alter Knabengedanke, sonst aber nicht mir eingegeben) Pastor zu werden ist bei mir nie etwas anderes als ein alter Knabentraum gewesen. Er war als solcher schon meinem Vater bekannt und sein von Petersburg aus nach Dresden an mich gerichteter Brief vom 29. Jan. 1851 ist das werthvollste Zeugniß, das ich darüber habe. Er fällt mir am 30. Aug. 1899 wieder in die Hand (im Ordnen meiner alten Familienbriefe) zu einer Zeit wo ich selbst über den Sachverhalt mir in der Hauptsache schon vollkommen klar geworden war und bestätigt und bestimmt in höchst werthvoller Weise die eigene Vorstellung, bei deren Zusammensuchen ich ja nur allzusehr mich von <sup>?</sup> bedroht empfunden habe.

So gern ich zugebe, dass ich für einen christlichen Geistlichen nie den geringsten Beruf gehabt, so wenig zweifle ich daran, dass ich zum "modernen Theologen" immer noch gut genug gewesen bin, zu dem was man im letzten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts so zu nennen pflegt.

30. Aug. 1899

Zur Veröffentlichung meiner Selbstbiographie, meiner post-  
hunen persönlichen Auseinandersetzung mit dem Christenthum, bin ich  
gern bereit zuzugestehen, dass sie meinerseits, was die Franzosen  
eine gaucherie nennen ist, dass es lediglich ein Ergebniss meiner  
ungeschickten Lebensführung ist, wenn ich dazu gekommen bin etwas  
derart zu schreiben. Gewiss ich konnte Besseres thun, namentlich  
im Alter, und dennoch muss ich mich nun einmal in die eigene Preis-  
gebung eines viel angenehmeren otium cum dignitate für mein Alter  
zu fügen. Dessen Ruhe habe ich selbst verspielt, indem ich's mir  
im Leben zu gut sein liess, und in diesem nur zu früh und zu viel  
der Ruhe pflegte und mir's wohl sein liess.

7. Nov. 99

7. Nov. 99.

Wir leben gegenwärtig in keiner Periode, in welcher gleich der Renaissance-Zeit oder der Jugend-Zeit des modernen Rationalismus, das menschliche Individuum ans Licht drängte. Wenigstens geschieht heute so etwas nur selten der allgemeinen Denkweise der Zeit gemäss, diese vielmehr ist geneigt, das Individuum möglichst in seine Schranken zurückzuweisen und unter den Bann irgend einer es beherrschenden Allgemeinheit zu thun. Und auch ich denke hier mich von dieser Denkweise meiner Zeit durchaus nicht zu emancipiren, auch ich bin der geflissentlichen Beschäftigung mit mir selbst sehr abgeneigt und von der Ueberzeugung durchdrungen, dass sehr wenig Erspriessliches dabei herauskommt. Meine "Confessionen" wollen vielmehr meine Isolirung gewissermaassen entschuldigen, erklären, als sie zur Anerkennung auf den Schild erheben.

Bei solchen Confessionen ist vor allem Wahrheit zu erstreben und doch Cynismus zu vermeiden.

## Zur Selbstbiographie

Blicke ich auf meinen Lebenslauf zurück, so ist es gewiss nicht der eines grossen, ganz auf sich stehenden Menschen, den ich vor mir sehe, wohl aber der eines kleinen, der sich im grossen Haufen, zu dem er gehört, stets sehr für sich und abseits gehalten hat. Ich weiss wohl wie viel in meinem Leben die Umstände bei dieser meiner Isolierung dazu gethan haben - sie sind sogar wie um die Wette dabei thätig gewesen. - wage ich aber überhaupt aus dem dunklen Grenzgebiet zu reden, in welchem sich für jedes menschliche Individuum die vollkommene Sicherheit des Gefühls darüber verliert, ob es sich unter und neben den sein individuelles Leben überragenden Mächten selbst überhaupt noch findet und etwas wie subjective Zuversicht nur noch für das Genie bestehen kann, so drängen sich mir aus dem Ganzen meiner Lebensführung einzelne Züge immerhin so dicht und deutlich entgegen, an denen ich mich nicht ohne Antheil weiss, und die gleichfalls zu jenen schon bezeichneten Gesamtziele der Isolierung das Ihre gethan haben, dass für mich an meinem Rechte activisch von meinem Antheil daran zu reden, kaum noch ein Zweifel besteht. Und in der so weit erlangten Ruhe vermag mich weder die Gewissheit noch aufzustören, zu der ich mich doch wiederum bekennen muss, niemals d.h. in keinem einzelnen Moment meines Lebens jenes Ziel wirklich und im strengen Sinne mir selbst gesetzt und mit meinem Willen und Wissen erstrebt zu haben, noch das Bewusstsein, dass in jener sich mir ergebenden Isolierung alle Schwierigkeiten und Wonnen meines Lebens sich für mich unentwirrbar verknoten.

7. Febr. 1900

Selbst von dieser Zuversicht habe ich heute noch viel verloren, wo ich in meinem 68. Lebensjahre wieder überlese. (10. Apr. 1905)

Beizettel zum  
autobiographischen Fragment

Ich habe mir, meiner ganzen Lebensführung und meinem Temperament zufolge, zu viel im Alter zu thun übrig gelassen. Mir fehlt daher die "Freude im Alter", von der Nietzsche Menschliches, Allzumenschliches I, 167 (der Ausg. Leipz. 1886) redet. Höchstens dass ich dafür an der Freude mich länger als sonst wohl anginge - nämlich wenn ich mich mehr "fertig" fühlte - zu jung nur fühle, Ersatz habe. Ein schwaches Surrogat. Denn "angebrochen" bin ich genug um schon etwas vom "Zerstört werden" zu schmecken und an dem was nicht "fertig" geworden ist zu verzweifeln.

21. März 1900.

Schüchternheit die einzige Plage meiner sonst so fröhlichen Jugend. Sie hat mich nicht nur verhindert ein grosser Mensch zu sein, sondern auch ihn zu spielen, geschweige denn zu werden.

Die Theologen nenne ich "die halben Gegner ihres Glaubens, welche die Kirche stets im eigenen Schoosse geborgen hat" schon in meinem Progr. über die Auffassung des Streits des Paulus mit Petrus in Antiochien, Bas. 1877, S.8. Wo aber eine Hälfte ist da stellt sich nothwendig auch früh oder spät das Ganze ein. Das musste auch die Theologie erfahren. Ich glaube nicht, dass ich der erste ganze Gegner des Kirchenglaubens bin, den sie hervor- gebracht hat, aber gewiss weiss ich, dass ich nicht der letzte bin, oder vielmehr ich weiss das Eine nicht minder als das Andere. Ich bin nicht der Erste und auch nicht der Letzte. Nur wird es vielleicht bald andere Leute unter den Theologen nicht mehr geben können. Wie dem auch sei, in der einst geschlossenen Schaar der Bekenner ihres Glaubens wird es auf mich auf jeden Fall sehr wenig angekommen sein. Und ich verlange auch nach nichts besseren als nach diesem Verschwinden in der Menge. So schreibe ich aus vollem Herzen als der alte, von kaum noch mit einem Faden mit dem Lebendigen zusammen- gehaltene Mann, der ich heute am 13. Apr. 1909 hier noch bin.

Amt ist - wenn es gut geht - qualificirter Beruf und darum heisst es auch: Wem Gott ein Amt giebt, giebt er auch Verstand. Aber bei mir ist es eben nicht gut gegangen und darum könnte es nur heissen: Wem Gott ein Amt giebt, dem nimmt er den Verstand. Gewiss ist, es ist mir selbst erstaunlich gewesen, wie ungeschickt ich mich bei allem officiellen Thun stets benommen habe. Es ging bis auf die Tischrede herunter.

#### Zur Selbstbiographie

In diesem zur Zeit nationalistisch zerrissenen Europa käme ich mir selbst wie ein Judas an meinem Fatum vor, wenn ich mich dem furor teutonicus oder sonst einem Teufel der Art in die Arme stürzen wollte. Er und seines Gleichen mögen mir stets in der Ferne bleiben, aus der mir auf sie zu blicken ein gütiges Geschick von vorn herein gegeben und merkwürdig treu bewahrt hat.

### Alter

1. Zu meinen Altersempfindungen vgl. unter "Bummelei".

### Bummelei

Sie hat ihren zweifellosen Werth. Am Abend seines Lebens schrieb der fleissige und gewiss nicht malcontente G.Freytag (27. Nov.1872) "Am liebsten würde ich dort (im Himmel) Bummler, ich habe mein Lebtag dazu die grösste Neigung gehabt, und ich fühle jetzt manchmal mit einer wahrhaft schmerzlichen Sehnsucht, dass ich die schönste Lebenszeit hindurch diese menschenwürdigste aller Erholungen zu sehr entbehrt habe." (G.Freytag und Heinr.v.Treitschke im Briefwechsel. Leipzig, 1900. S. 166) Wenige Jahre später macht auch einmal Treitschke in seiner Weise in pathetischeren Worten einem ähnlichen Stosseufzer aus Berlin Luft (ebendas.S.172 f.). Wieviel habe ich im Vergleich zu diesen beiden Männern "gebummelt" und wie wenig auch fertig gebracht. Und nicht einmal um dieses zweiten willen bedauere ich jenes erste. Das Wenige was ich bin hat sich auch nur um den Preis des Wenigfertigbringens behaupten lassen. Cui bono, das habe ich freilich auch nicht ergründet, und schliesslich gilt am Ende von uns gleich: Consumor ! Grossen und Kleinen, Schäffern und Bummlern. - Vgl. übrigens auch Freytags Geständnisse in der Haltlosigkeit und Vereinsamung seines Alters am 15. März 1876 (als er noch an 20 Jahr zu leben hatte): "Es ist dumm, wenn ein so alter Vogel noch den Pips kriegt, und ich schelte mich selbst am meisten darum und mühe mich unter den alten Freunden wieder Antheil an ihrem Leben zu gewinnen." (a.a.O. S.176 f.) Auch kenne ich diese "Pipsanfalle" als "a.D." ganz wohl, wenn sie mir auch später gekommen sind und darum vielleicht nicht mehr gleiche Energie haben.



## Meine Wahlsprüche

Ama nesciri sibi discere und - wenn es so weit kommt - auch sibi scribere.

Durchaus nicht zur Selbstempfehlung hier zusammengestellt, vielmehr jedenfalls zum Bekenntniss meiner Schwächen. Und ganz in diesem Sinne möchte ich hier auch den Wahlspruch stellen

*late Burke*

Ich war im Lernen eben stets ungebührlich langsam.

Alles was ich thue und lasse verwickelt sich stets mit so viel Ueberlegungen, und dann bin ich wiederum so dürftig mit Talenten, die ans Licht drängen, ausgestattet, dass ich dazu bestimmt war, sehr wenig zu Stande zu bringen. Das gilt namentlich auch von aller meiner Schriftstellerei

Ich bin ein kritischer Träumer.

Ich habe ungefähr mein Leben dazu gebraucht, zu erkennen, dass meine "Tendenz zur Theologie" eine falsche war. "Ich habe aber an Einsicht gewonnen weshalb ich mich auch darüber beruhigen kann. Und das ist der Vorthell, den wir aus jeder falschen Tendenz ziehen" sage ich mir mit Goethe zum Troste (Eckermann Gespräch II, 95 der Ausg. Leipz. 1896). Doch auch jene meine Anfangsworte sind nicht ganz streng zu nehmen. Es ist wahr, ich habe erst dahin gehen müssen ehe ich jene "falsche Tendenz" nicht nur erkannt und für die Erkenntniss auch einen klaren Ausdruck gefunden hatte, sondern diesen Ausdruck auch der Oeffentlichkeit preisgegeben hatte. Aber davon ist auch bei mir nicht die Rede, dass ich selbst nicht vor meinem Lebensende zur Klarheit gekommen wäre, wie Goethe zur Klarheit über seine "falsche Tendenz" zur bildenden Kunst. Vielmehr auch bei mir geht die entsprechende Erkenntniss recht lange dem Lebensende voraus. Ich habe nur Gründe zu haben gemeint, die theils in meiner Talentlosigkeit, theils in äusseren Umständen, die mich bestimmten, lagen, um den Ausdruck meiner Erkenntniss bis zum Lebensende zurückzuhalten. Vgl. besonders was ich über meinen Entschluss, meine Selbstbekenntnisse als Theologen posthum sein zu lassen erklärt habe in: Hefte, Mich selbst betreffend C. S. 3 ff.

Meine 27-jährige Professur der Theologie in Basel hat keinen anderen Sinn gehabt als mir für mich das Christentum als Problem so lange zu conserviren, und ich bin denn auch, wie vielleicht bei diesem Verfahren nicht anders möglich war, schliesslich zu keiner für Andere darstellbaren Lösung des Problems gekommen, (zu allem was ich in diesem Sinne noch unternähme fehlt mir nun die Kraft), wohl aber, was mich betrifft, zu meiner gründlichen Befreiung davon. Unter diesen Umständen bin ich denn auch darauf angewiesen mich für die Mitwelt möglichst wenig ernst zu nehmen. Was für diese bei meiner Wirksamkeit herausgekommen ist, ist hervorragend nur durch seine Dürftigkeit, und mag ich auch bei meiner Lebensführung mehr für die Zukunft als für die Gegenwart gelebt haben, so bin ich doch zu wenig gegen die Evidenz der Wahrheit, dass man auch für die Zukunft nur in der Gegenwart arbeiten kann, verschlossen, um nicht wohl zu wissen, dass ich mich auch in Hinblick auf sie nicht allzu ernst zu nehmen habe. Ich habe mein Leben nicht verloren, habe sogar vielleicht noch jetzt davon noch mehr als man gemeinhin in meinem Alter noch übrig hat, aber Staat ist damit nicht zu machen.

Meine Laufbahn als Professor der Theologie ruht allerdings zuletzt auf einem jugendlichen Missverständniss. Ich bin überhaupt Theologe geworden mit dem flachsten philanthropischen Pfarrerrideal, wie es nur aus der Denkweise des ausgehenden vorigen und des anfangenden gegenwärtigen (19.) Jahrhunderts hervorgegangen ist. Es war so schwach und festen Grundes entbehrend, dass es schon der Erfahrung meiner Studentenzeit nicht widerstand. Schon diese liess mich ungläubig lediglich mit dem Christenthum als Gegenstand wissenschaftlichen Verständnisses zurück. Ich bin aus einem zwar durchaus nicht antireligiösen - Beweis, dass ich daran denken konnte Pfarrer zu werden - aber gewiss irreligiösen Geschlecht hervorgegangen, schon als Kind einer gemischten Ehe, welche meiner katholischen Mutter geradezu religiösen Einfluss auf unsere Erziehung von Anfang an beschränkte - besonders unter dem Einfluss meiner von Haus aus streng lutherisch gesinnten guten väterlichen Grossmutter, die übrigens in ihren letzten Tagen (was ich aber als Knabe nur aus der Ferne und nachträglich erlebte) selbst an ihrem Glauben irre wurde.

Wie könnte ich aber streng genug mich dagegen verwahren als verfolge ich mit dem eben niedergeschriebenen die Absicht, meine Eltern anzuklagen, und zu begehen was mich in Heiligenbiographien - in der des Origenes, gewissermassen der ältesten schon - so oft und tief verletzt hat. Diese guten Eltern, denen ich die glücklichste Jugend danke, einen Schatz der wie kaum ein anderer mein ganzes Leben nach allen Dimensionen sozusagen erleuchtet hat, eine nur allzu glückliche vielleicht. In Wahrheit <sup>meine</sup> ich diesen Eltern ausser dem Glück auch die Freiheit zu verdanken, mit der ich wie durchs Leben gegangen so auch aus ihm scheide.

## Selbstbiographisches

Vgl. meine Collectanea unter "Selbstbetrachtung" "Selbstkenntniss".

Eine aus meinen letzten Lebenstagen der Welt von mir hinterlassene Selbstbiographie würde, wie mir scheint, einen kaum minder dicken Strich über den Sinn meines ganzen Lebens ziehen, als eine Bekehrung zur Kirche. Eben weil die Geringfügigkeit dessen, was ich im Leben geleistet, mich zur Bekehrung treibt (triebe ?), würde auch eine Selbstbiographie, die ich mir noch abzwänge, zur Verletzung berechtigter Selbstliebe ausschlagen. Schuld ist es, dass ich so wenig geleistet, aber es ist noch etwas Anderes, und ich muss es tragen, dass dies gewissermaassen mein Geheimniss bleibt. Von mir ist wenig da und auf jeden Fall viel weniger noch zu erwarten. Gäbe es nicht auf Erden doch noch ein paar Menschen, die ich noch herzlich liebe und durch welche ich mich noch an das Leben gekettet erscheine, indem ich ihnen durch das Band der Liebe meine Person noch schuldig wäre, ich sollte heute zweifellos nicht mehr da sein. Solcher mich in dieser Weise auf Erden festhaltender Menschen giebt es zur Zeit nur noch zwei. Sie möge mir verzeihen wenn ich eines Tages der Last der Gleichgültigkeit gegen das Leben erliege, die mich von diesem trennt und den Tod schon heute nur als den milden Befreier vom Verhängniss des Daseins betrachten lässt.

Bei seiner Selbstbiographie die Miene eines Beisitzers des jüngsten Gerichts annehmen, wenn nicht gar die des Weltenrichters selbst, ist, mag es nun dabei auf Verdammung oder Lossprechung abgesehen sein, für jedermann eine augenscheinliche Absurdität, auch für die Menschen der Kirche, die wir noch unter uns haben. Für den Ungläubigen erscheint ein solches Thun aber vollends einfach, d.h. ohne dass er noch sonderliche moralische Entrüstung bei dieser Einsicht hinzufühlte, als das eines Verrückten, der eben ohne oder selbst wider alle verständigen Motive handelt. Denn der Ungläubige weiss dass es für Menschen so etwas wie ein jüngstes Gericht nicht giebt, und also auch nichts, was an die Stelle treten könnte, auch nur indem es seine Mienen annähme. Menschliche Moralität hat überhaupt ohne die Vorstellung eines jüngsten Gerichts auszukommen. Das mag seine schweren Bedenken haben - für Bekenner des Islam mag es absolut unfasslich sein - beschwichtigt können sie natürlich am wenigsten werden durch Zulassung eines so thörichten Wahnes, als könne je das Gericht, das wir an uns selbst vollziehen, das jüngste ersetzen. Ist der Glaube wirklich begründet, dass die Menschheit sich nur unter einem über ihr schwebenden Damoklesschwerte der Art entwickeln kann, so wird ein neues schon erfunden werden, inzwischen ist es jedenfalls zu erfinden und die Noth darnach nicht mit Spielereien mit dem alten zu verhüllen. Ich für meine Person empfinde die Nothwendigkeit der Erfindung in Zukunft nicht und kann davon überhaupt reden vielleicht nur, weil ich in unbegreiflicher Weise die Empfindung, in der Zukunft meine Heimath zu haben, mit der Unfähigkeit verbinde ihr Prophet zu sein.

Erdrückung kann niemand ertragen, Disciplinirung niemand entbehren. Unsere Zeit bedroht den Einzelnen mit vielleicht nie dagewesener Gewaltthätigkeit und Unablässigkeit mit Erdrückung, während sie selbst die altererbten Mittel der Disciplinirung nur in einer Form bietet, die sie unbrauchbar macht, zugleich aber neue noch nicht hat. So wird das Individuum in ihr durch Verzweiflung in sich zurückgetrieben und dann sich selbst überlassen, d.h. in der unseligsten Weise entfesselt und isolirt. Die Aufgabe, die hier der Zukunft gesetzt ist, hat niemand besser erkannt als Nietzsche. Kein Heros in diesem Kampfe für die bessere Sicherung des Individuums stelle ich mich doch in die Reihe der darin Gefallenen.

Pessimismus und Optimismus, Altruismus und Individualismus - wehe dem Denken, das sich zwischen die Scheeren solcher Alternativen nehmen lässt! Die Welt ist wie sie ist - sie ist wunderschön und grauenvoll zugleich. Es ist nicht möglich <sup>ie</sup> genug zu bewundern und nicht möglicher sie zu vertreten, der Mensch kann in seinem Verhältniss zu ihr nichts Anderes, Besseres und Höheres thun als sie anzuerkennen, sie zu nehmen wie sie ist und sich von der Gleichgültigkeit seines Werthurtheils über sie durchdringen zu lassen. Ob sie gut oder schlecht, schön oder hässlich ist kann er nicht entscheiden und was kann denn auch hierauf ankommen! Und ebenso in Hinsicht auf seine Entscheidung über Altruismus und Individualismus. Ohne das Individuum kann in der Menschenwelt nichts geschehen, aber ebenso gewiss ist, dass das Individuum für sich darin nichts vermag. Auch die Menschheit muss als solidarisch gelten und kein Werthurtheil, das über die Rangordnung von Individuum und Gesamtheit in ihr entscheiden will, hat die geringste Bedeutung für ihr Leben und Bestehen selbst. Die Majestätsrechte des Individuums und der Gesamtheit sind ganz gleich, sie zu entzweien und ihre gegebene Einheit zerreißen zu wollen ist der Gipfel der Thorheit, denn es muss ein ganz nichtiges Thun bleiben. Weder der Menschheit noch dem Individuum ist hier mit irgend welcher Maxime zu helfen. Die Menschheit ohne Individuum ist nichts, aber auch dem Individuum lässt sich nur rathen sich gegen den Strom der Gesamtheit, in den es sich geworfen findet, zu behaupten, indem ihm zugleich der entgegengesetzte gegeben wird, sich diesem Strom zu überlassen und sich dabei zugleich Alles und Nichts zu dünken. Darüber ist nicht hinaus zu kommen.



Alles gegenwärtige Trachten nach selig. Reaction, nach Wiedereinsetzung des alten Glaubens in sein früheres Ansehen, seine frühere Kraft und Wirksamkeit ist vergeblich und zu einem guten Theil ein Zeichen um sich greifender Erschlaffung und Trägheit. Man ist da, wo man sich mit allem Fleiss, mit allem Denken und Dichten hingebraucht hat, so unbefriedigt, dass man bereit ist umzukehren, alles fernere Streben verzweifelnd aufzugeben. Vergebens, denn man kann nicht was man will: der Verrath am Alten, der Abfall davon ist unsühnbar, auch dafür gilt Hebr. 6, 4-8, so lange man nicht überhaupt den Glauben daran preisgeben will, dass man vorwärts gestrebt hat. Es hilft nichts, ist man so weit, muss man auch weiter, und wie man es betrachte, es ist unmöglich, einmal "gekostetes Licht" wie einmal gekostete Finsterniss von sich zu werfen ohne zu einer Erde zu werden, die nur noch Dornen und Disteln trägt "deren Ende das Verbrennen ist". Hat uns unser Abfall wirklich alles Licht ausgelöscht, so ist gerade von aller Umkehr am allerwenigsten wieder Licht zu erwarten, um so gewisser kann es nur vor uns liegen. Wir stehen eben vor demselben *Sinn* wie die alten Christen.

Meine Gespanntheit mit der modernen Theologie hängt am Ende mindestens ebenso sehr an der Differenz unserer Empfindung für das Christenthum wie an der für das Moderne, an dem von mir mit den Modernen nicht getheilten Bedürfniss dazu das Christenthum zu vertreten, wie an der mässigeren Begeisterung für das Moderne. Ich bin vielleicht in der That auch in der Gegenwart weniger zu Hause und in meinem Ich habe wenigstens oft eine lebhaftere Empfindung ich hätte mich besser im 18. Jahrhundert und seinem Erwachen der Humanität, in seinem Sentimentalismus und der damit zusammenhängenden gründlichen Entfremdung vom Christenthum befunden. Freilich noch stärker empfinde ich das Falsche an der modernen Theologie, und darum möchte es doch seine Richtigkeit damit haben, dass ich moderner bin, aber nur kein moderner Theologe. Es mag mir manches am Modernen "zu stark" sein, unerträglich "stark" jedenfalls nur die Theologie des Modernen. Sie kommt mir wie eine ganz widrige Gier nach dem Modernen vor, die ich eben nun nicht theile.

Meine Selbstbekenntnisse werden stets sich der Bedenklichkeit von Selbstbekenntnissen eines Bescheidenen zu erwehren haben. Bescheiden bin ich wirklich stets gewesen, denn ganz gewiss habe ich mir nie eingebildet, etwas Besonderes zu sein. Sollte ich eben damit einem besonderen Drange mich selbst zu loben ausgesetzt sein? Ich muss wenigstens meinem Feinde gestatten es anzunehmen, und für absonderliche Selbstgefälligkeit zu halten was mir wie Bescheidenheit erscheint. Schliesslich muss ich mich dessen getrösten, dass ich mich doch besser kenne als ein Anderer. Das ist am Ende das ultimum refugium aller Selbstgefälligkeit, aber wer mag sie auch daraus vertreiben? Ich will gegen die meine zwar nicht wüthen, aber um ein Asyl für sie ist es mir wahrlich auch nicht absonderlich zu thun. Weiss ich doch nicht, ob ich mich nicht in das Bewusstsein nichts Besonderes zu sein, stets mit sträflicher Gelassenheit gefunden habe?

NL 53 Franz Overbeck A 269



Menschen ist es nicht beschieden in irgend welche Beziehungen zu treten, die sie nur vertheidigen könnten, denn keine vermögen menschlicher Kritik Stand zu halten. Zum Glück indessen können sie lieben und so sollen sie Mutter und Vater, ihr Vaterland, +) ihre Geschwister, ihre Freunde und ihre Geliebte lieben, aber nicht vertheidigen. Denn das geht eben so nicht wie es die Liebe möchte d.h. bis ins Ende, das ist aber für das Lieben auch gar kein Hinderniss. Denn Liebe erkennt gar keinen Angriff an und ist verloren wenn sie sich dadurch irre machen lässt. Aber das kann und braucht sie auch nicht zu thun, denn sie ruht auf ganz anderer Grundlage als auf der Anerkennung objectiver, allgemein auch für andere bestehender Unangreifbarkeit ihrer Objecte, und ist darum auch durch keinen fremden Angriff von ihrem Grunde abzudrängen. Und so temperirt sich auch aller Pessimismus in Hinsicht auf die Welt für Menschen in menschlicher Weise nur durch die Liebe. Lieben sie nur die Welt, so kann ihr auch aller Pessimismus bei ihnen nichts anhaben, d.h. der Verzicht auf Weltver-

---

+)

Es ist wahrlich nicht das Glück unserer Vaterländer, dass die Werthlosigkeit theoretischer Vaterlandsliebe sich durchaus nicht gleich natürlicher Anerkennung wie die Werthlosigkeit etwa theoretischer Mutterliebe erfreut, oder dass "Patriotismus" neben schlichter Vaterlandsliebe noch so hoch im Werth steht. Braucht das Vaterland etwa Pfaffen, die unsere Mutter nicht braucht, und fürchten etwa diese Pfaffen, die Bereitwilligkeit das Vaterland zu vertheidigen stehe mit der theoretischen Vaterlandsliebe auf dem Spiele? Das mag ja sein je mehr sich Vaterlandsliebe von ihrer natürlichen Erdlage, der Heimathsliebe entfernt. Aber eben diese

theidigung kann sie nicht sonderlich anfechten. Das verstehe man aber nicht als Aufforderung zum "Verzicht darauf, die Welt zu vertheidigen", sondern nur zum Verzicht darauf, die Vergeblichkeit der Vertheidigung ernster als billig zu nehmen. Denn jener allgemeine Verzicht würde auf Verzicht auf alle Menschenwürdigkeit des Daseins, alle Cultur hinauslaufen. Ohne Kritik kommen wir nicht vorwärts und diese mag uns zu falschen Idealisten machen, aber das sollen wir nun eben verhüten, und das hat am meisten Aussicht auf Erfolg, wenn wir uns vor jeder absonderlichen Einbildung auf unsere Kritik hüten. Auch sie sollen wir lieben, aber darum nicht meinen, dass sie grenzenlosen Werth hat, z.B. dass für unser Dasein nur unsere Kritik und nichts Besseres als diese gesorgt haben könne. All unsere für Dinge dieser Welt empfundene Liebe beruht vielmehr zum allgeringsten Theil auf unserem Zuthun und gründet sich fester als auf dieses auf ihre natürlichen Grundlagen. Diese natürlichen Grundlagen mag je Jemand, der darüber zu reden weiss, unter dem Namen Gott begreifen. An diesem Namen wird ihre Festigkeit auf keinen Fall hängen.

2. Kann man zu jenen oben aufgezählten Dingen, die man liebt, ohne sie vertheidigen zu können, d.h. die man wirklich liebt, auch nur die Religion rechnen? Das ist eine grosse Frage auf die das Christenthum selbst wenigstens eine Antwort, welche die Bejahung sehr fraglich macht, bietet. Denn es verlangt für sich, dass wir wie die Kinder werden, und ist ganz gewiss diese Forderung, <sup>unter allen die es aufstellt,</sup> nicht diejenige bei der es den geringsten Anspruch ernst genommen zu

---

Entfernung ist an sich ein heilloser Schaden, leidet am heillosen Grundschaten alles Idealismus, sofern dieser an die Wurzeln aller unserer menschlichen Beziehungen tastet und ihre Wahrheit erschüttert.

werden hätte. Aber entsteht dann nicht auch die Frage, ob nicht nur unter Kindern Liebe zur Religion allein möglich ist? Ich wenigstens begreife nicht wie man ins Leben gestellt, in das wir Menschen der Gegenwart gestellt sind, sich ernstlich über die Antwort auf die Frage Bedenken machen kann. Man kann ja sagen: ein gewisses Maass von Kindlichkeit erfordert ja das Bestehenbleiben der Liebe bei allen oben aufgestellten Beziehungen, damit würde aber immer nicht gesagt sein, dass es zur Zeit mit dem Aufbringen dieses Maasses unter uns bei der Religion nicht anders steht als sonst. Was kann aber darüber weniger beruhigen als der nervöse Drang, der neuerdings in unserer modernen Welt so stark hervortritt, die Religion zu vertheidigen? Man fühlt eben die Liebe schwinden, die sonst alle Vertheidigung leicht macht, heisst das aber nicht so viel als dass die Grundlagen menschlicher Liebe bei der Religion zu versagen beginnen? Und zwar weil wir die Kinder, die

Titel für meine auf meine öffentliche Laufbahn

beschränkte Selbstbiographie. +)

Selbstbekenntnis eines Menschen meiner Zeit von F. O. -  
seiner Zeit würde ich schreiben, wenn ich bliebe, was aber nicht  
meine Absicht.        anonym

Bekenntnis eines modernen Theologen -

einen Titel, den ich seines ironischen        Charakters wegen ver-  
werfe - denn Theologe will ich selbst nicht sein, und überdies  
würde die Selbstbezeichnung auch der Anfechtung durch andere an  
sich selbst verfallen.

- 
- +)
- Die jedenfalls posthum erscheint.  
Für jetzt handelt es sich für mich darum, die Sache soweit zu  
fördern dass ich jederzeit bereit bin, die von mir eingeforderte  
Rechenschaft abzulegen. Nur unter Vorbehalt dieser Bereitschaft  
kehre ich noch zu unpersönlicheren Arbeiten zurück.



"Der Mensch ist kein lehrendes, er ist ein lebendes, handelndes und wirkendes Wesen." (Goethe im Vorwort zu seiner Uebersetzung des Diderot. Versuchs über die Malerei, in meiner Ausgabe der Werke XXIX, 384).

Wie habe ich mich als Lehrer der Theologie zu dieser hohen Weisheit verhalten ? Ich habe zu lehren unterlassen, aber nicht um diese Weisheit zu bestätigen, sondern um mich als lehrendes, handelndes und wirkendes Wesen nach Kräften zu streichen. Wie war ich zu dieser Verkehrtheit gedrängt, das möchte ich in meiner Aufzeichnung über meine theologische Laufbahn klar machen. Es wird nicht ganz gelingen können, ohne dass ich mich selbst als Mensch preisgebe, zugestehe dass wenigstens das Lebendige, Handelnde und Wirkende im Menschen bei mir etwas zu kurz gekommen ist. Und was hilft es, dass ich übersehe ich sei etwas von einem unpraktischen Träumer gewesen ? Kein Anderer wird es gleich mir thun, gewiss nicht die Welt, die an dem Wenigen was sie von mir hat in der Sache vollkommen erbaut ist.

### Zur Selbstbiographie

(mich selbst betreffend D)

S.73 f.

Für meine theologische Entwicklung trug ich als eigentliches Resultat meines ersten Studienjahres in Leipzig davon 1) den Verlust des Rests meines Kinderglaubens; 2) die Durchdrungenheit davon, dass ich mit dem bisher gehegten Ideal von einer Pfarrwirksamkeit nicht auskommen werde. Anfang 1857 legte ich die Gewohnheit des täglichen Abendgebets vor dem Einschlafen ab, das ich stets bis dahin im Bette knieend verrichtet hatte, ab,<sup>+</sup>) schliesslich aus Ekel an einem Act, bei dem ich immer mehr selbst "abwesend" und nicht herzlich betheilt zu sein empfand. Und was die Pfarrwirksamkeit betraf, so ward mir freilich schon zu dieser Zeit klar, wie viel ich auf jeden Fall zu lernen hatte, um sie unternehmen zu können. Doch dazu meinte ich auf der Universität zu sein, und was ich von ihr erwartete hatte ich von vornherein nicht schon im ersten Jahr mir zu erwerben angenommen.

---

+)  
Von niemandem dazu veranlasst ausser von mir selbst in stiller Zwiesprache mit mir selbst, daher auch ohne irgend jemand nachträglich ins Vertrauen darüber zu ziehen, wie denn die von mir noch jetzt fast auf den Tag zu datirende Thatsache zum ersten Male hier aufgezeichnet wird.

21. Dec. 97

Wie sehr Religion und Christenthum unter uns todt sind, das haben uns auch die neulich unter den deutschen kaiserlichen Brüdern ausgetauschten Reden lehren können. Es ist ja überhaupt erstaunlich, mit welcher Behendigkeit sich gerade heutzutage die Dinge ein religiöses Mäntelchen umzuwerfen im Stande sind, und da demnach auch "Evangelien" zum Wachsen gegenwärtig geradezu Bacillenfreiheit geniessen, so finde ich auch demgemäss eines schönen Morgens in meiner Zeitung ein "Evangelium der geheiligten Majestät" aufgegangen. Ja wir sehen dieses neueste Evangelium sein Dasein sofort mit einem "Kreuzzuge" anfangen und müssten nur staunen, es dem alten so sehr "über" zu erblicken, das beträchtlich länger dazu gebraucht hat, bis es so weit war, wenn wir nicht wüssten, wie rasch sich gerade Bacillen entwickeln.

21. Dec. 97

Wie sehr Religion und Christenthum unter uns todt sind, das haben uns auch die neulich unter den deutschen kaiserlichen Brüdern ausgetauschten Reden lehren können. Es ist ja überhaupt erstaunlich, mit welcher Behendigkeit sich gerade heutzutage die Dinge ein religiöses Mäntelchen umzuwerfen im Stande sind, und da demnach auch "Evangelien" zum Wachsen gegenwärtig geradezu Bacillenfreiheit geniessen, so finde ich auch demgemäss eines schönen Morgens in meiner Zeitung ein "Evangelium der geheiligten Majestät" aufgegangen. Ja wir sehen dieses neueste Evangelium sein Dasein sofort mit einem "Kreuzzuge" anfangen und müssten nur staunen es dem alten so sehr "über" zu erblicken, das beträchtlich länger dazu gebraucht hat, bis es so weit war, wenn wir nicht wüssten, wie rasch sich gerade Bacillen entwickeln.

. . . zu werden würde mir auch da willkommen sein, wo diese Befreiung nur um den Preis einer Reduction des Objectes meiner Betrachtung oder der Herabdrückung meines Standpunkts dabei erreichbar wäre.

20.Dec.99 Und allerdings ist Beides in meinem Falle eingetreten, denn das Neue Testament auf meinem Katheder ohne Tendenz erklärend und die Kirchengeschichte ohne Tendenz erzählend, habe ich stets von diesen Dingen ohne den Antheil, der ihnen zukommt, geredet. Ich habe mich beim Neuen Testament auf die schlichteste, im beschränktesten Sinne, den man mit dem Wort zu verbinden vermag philologische Interpretation seines Wortlauts beschränkt unter möglichster Enthaltung von jeder höheren, sei es die Form sei es den Inhalt seiner Bücher betreffenden Kritik, welche auf Erschütterung des religiösen Ansehens dieser Bücher gerichtet gewesen wäre. Und wenn ich von philologischer Interpretation gesprochen habe, so giebt es auch dabei sofort eine Vorstellung, der ich wehren muss. Meine Ausdrucksweise könnte für meine exegetischen Vorlesungen das Praedicat von Musterleistungen grammatischer Interpretation zu beanspruchen scheinen. Sie sind dies vielmehr ganz und gar nicht gewesen, und dies sehr begreiflicher Weise nicht. Denn ganz abgesehen davon, dass sie so beschaffen ausserhalb meines Berufs gestanden und eine Vorbildung vorausgesetzt hätten, die ich nicht besass, konnte mir selbst gar nicht in den Sinn kommen ihnen in diesem Sinne nachzuhelfen. Denn so sehr ich mir bewusst war, dass sie der "Nachhülfe" bedurften, am wenigsten war ich der Meinung, dass ihnen diese Nachhülfe durch eine möglichst stattliche Ausstattung mit grammatischer Kunst und Gelehrsamkeit durch mich zutheil werden könne. Am Unerlässlichen es nur nicht allzu empfindlich fehlen zu lassen, darauf allein konnte sich verständiger Weise mein Bestreben dabei richten,

mir die Mittel zu etwas mehrerem zu verschaffen verhiess mir nicht die geringste Genugthuung, am wenigsten das Bewusstsein der Erfüllung meiner Aufgabe näher zu kommen.

Ueber das Abbrechen dieser Aufzeichnungen  
vgl. im Hefte "Tagebuchartiges" S.4 ff.

NL 53 Franz Overbeck A 269



A u f z e i c h n u n g e n

mein Leben insbesondere mein öffentliches Amt  
als Theologe betreffend.

25. Febr. 1899

Heute ist Wama's Todestag. Er ist zum Anfang dieser Aufzeichnungen nicht ausgewählt. Gestern gerade, wo ich für diesen Anfang schon bestimmt den heutigen Tag in Aussicht nahm, ist mir die Bedeutung, die dieser Tag für mich hat, nicht ein einziges Mal durch den Sinn gekommen, und noch heute früh hatte ich schon mehr als einmal an meine Hauptabsicht für heute gedacht, bis mir der Kalender meinen Gedächtnistag plötzlich einfallen liess. Nun, wie dem auch sein mag, ein gleichgültiger Tag ist es jedenfalls nicht, auf den mich mit diesem Anfang gewissermassen der Zufall gerathen liess. Ueberdies habe ich bei diesem Zusammentreffen noch einen 2ten Punkt zu bedenken.

Was ich soeben einen Anfang nenne, ist dies im strengen Sinne nicht. Der Anfang tagebuchartiger und autobiographischer Aufzeichnungen musste freilich in meinem Leben ein Datum sein. Denn die längste Zeit meines Lebens haben Aufzeichnungen der bezeichneten Art mir vorzüglich fern gelegen, und ich bin ihnen auch ebenso lange streng fern geblieben. Allein heute ist der Tag nicht, wo ich diese mir nur zu natürliche Enthaltung zum ersten Male unterbreche. Mit dem Gedanken an solche Unterbrechung habe ich einmal schon vom Tage an, da ich mein hiesiges theologisches Lehramt niederlegte (Frühj. 1897) nur zu spielen, und zwar selten und nur sehr zerstreut zu spielen,



kaum aufgehört. Ich stand schon damals vor der Alternative, ob ich die eroberte Muse dazu brauchen wolle, zum Abschluss meiner gelehrten Arbeiten, zur Aufarbeitung des Papierberges, den ich für diesen Zweck vor mir selbst aufzuführen schon den grössten Theil meines Lebens verbraucht hatte, zu gelangen, oder es vorzöge, mich den persönlichen Fragen zuzuwenden, denen nun die vorliegenden Blätter gewidmet sein sollen. Die Entscheidung war schwer. Auf dem Spiele stand dabei einerseits jener Papierberg, der Rohertrag vieler Arbeit und doch auch immerhin ein Schacht, aus dem sich manches auch für Andre nicht Unbrauchbare, wie ich meine, wohl holen lässt. Ob aber auch nur das Geringste davon jemals ein anderes Licht zu sehen bekommen wird als das meines Ofens, steht dahin sobald ich meine Hand davon abziehe. Für die andere Seite der bezeichneten Alternative aber fiel doch jedenfalls schwer ins Gewicht die Reine der Motive, die ich heute nicht weiter entwickle, weil sie sich, denke ich, aus den Ausführungen der folgenden Seiten noch in aller Deutlichkeit ergeben sollen. Ich entschied mich damals dafür, mich an jenen Papierberg zu machen, um zunächst zuzusehen, wie weit ich noch mit seiner Aufarbeitung käme, stellte mir mit einem Verzeichniss einiger kirchenhistorischer Probleme, die ich daraus noch zu holen und zu behandeln gedächte, ein allgemeines Arbeitsprogramm zusammen<sup>+)</sup>  und ging zunächst an eine Umarbeitung meines schon gedruckten Programms von 1892 über die Anfänge der Kirchengeschichtschreibung.

---

+ ) Vgl. die Aufzeichnung vom 27. März 1897, die ich vorne an diesem Heft eingefügt.

Mit dem Gedanken daran, daneben stets auch die persönlicheren Confessionen, mit denen ich heute beginne, im Auge zu behalten und ohne Bedenken darüber, dass diese jedenfalls auch noch ihre Zeit finden sollten. Für einen Missgriff bei meiner Entscheidung war es auf jeden Fall bedenklich spät. Weniger noch meiner damaligen 60 Jahre wegen, als um des Bewusstseins willen, das ich, auch ohne allgemeine Erwägung dieses Lebensalters, in Hinsicht auf die Reduction der Kräfte hatte, über die ich Verfügung traf. Dennoch darf ich mich dem Gedanken nicht verschliessen, dass ich mich damals vielleicht vergriffen habe. Ich sagte mir, dass ich für eine abschliessende Fortsetzung meiner kirchenhistorischen Studien ungleich besser vorbereitet sei als für mir ganz ungewohnte Aufzeichnungen aus meinem Leben, und das war nun unzweifelhaft richtig. Damit ist noch nicht gesagt, dass die auf Grund dieser richtigen Erwägung getroffene Entscheidung auch richtig gewesen ist. Denn hat damals wirklich nur diese Erwägung entschieden? <sup>4)</sup> Ist nicht auch eine gewisse Schwäche meinerseits mindestens mit ins Gewicht gefallen; eine Schwäche doppelter Art. Einmal für meine Collectaneen, eine schliesslich nur in Ueberschätzung ihres Werthes und des daraus herauszuschlagenden Erfolges gegründete Scheu davor, sie zu derelinquiren und ihrem Schicksal, d. h. wie schon gesagt, ihrem Ruin zu überlassen. Ferner ein für mich zumal bekämpfungswerther Hang zur Bewegung in den Geleisen meiner Gewohnheit, demgemäss ich wieder einmal mit verwerflicher Nachgiebigkeit scheu vor einer Arbeit zurück

---

+ ) Vgl. zum Folgenden die in diesem Heft voranstehende Aufzeichnung vom 27. März 1897 S. 2 f.

wich, der ich vor allem vorzuwerfen hatte, meinem Naturell zuwider zu sein. Diesem Naturell hatte ich mich aber vielleicht schon ohnehin bis dahin nur allzu bequem hingeeben, durch die consequente Durchführung der Enthaltung von allen persönlichen Aufzeichnungen ernsterer Art. Indessen wie ich auch selbst vom problematischen Character der Motive denken mag, die meine Entscheidung vom Frühjahr 1897 herbeigeführt haben, gewiss ist, dass inzwischen auch die damit gemachten Erfahrungen mannigfach Anlass zu Zweifeln geboten haben an der Richtigkeit jener Entscheidung. Ich mache damit nun schon die 2te Krisis durch. Die erste kam über mich schon um die Jahreswende 1897/8, also noch vor Ablauf eines Jahres seit der getroffenen Entscheidung, und sie veranlasste mich damals schon einmal darauf zurückzukommen. Zeugnisse dieser Krisis liegen in den Aufzeichnungen über das Erlebnis vor, zudenen ich schon damals gekommen bin. Vgl. schon die hier vorangestellt Aufzeichnung zu meinem Arbeitsplan von 1897 (27. März 1897) S. 3 f., ferner die Umschläge "Zur Vorrede der Umarbeitung meines Programs von 1892. die am 31. Dec. 1897 begonnenen Blätter, und die "Aufzeichnungen von 1897 "Zur Selbstbiographie" u.s.w.

17. Apr. 1899.

So lange ist diese Aufzeichnung unterbrochen worden, theils durch abziehende Lecture theils und insbesondere durch die am 19. März aus besonderem Anlass begonnene und am 13. Apr. zum Abschluss gekommene Aufzeichnung über die Harnack'sche Recension meines Herbstprogramms von 1898, mit der ich bis auf Weiteres, für mich wenigstens, mit dieser Recension wenn nicht überhaupt fertig geworden zu sein annehme. Vgl. unter meinen Eusebiusheften das mit der Aufschrift "Replik auf die Harnack'sche Recension meines Programms von 1898" versehene. Ich nehme nun meine am 20. Februar begonnene Aufzeichnung wieder auf, in der Hoffnung nun auch mit ihr im Wesentlichen zum Abschluss zu kommen.

Die oben S. 4 f. besprochene erste Krisis, welche meine zunächst aufgenommenen Studien über Eusebius um die Jahreswende 1897/8 unterbrach und deren mir gebliebene Documente ich schon aufgeführt habe, erfuhr nun selbst wieder eine vorläufige Stilletellung durch die Wiederaufnahme meiner Eusebiusstudien im Frühjahr mit der Fortsetzung der Kenntnissnahme von Harnack's einleitenden Untersuchungen in dessen Geschichte der altchristlichen Litteratur II, I S. 3 ff., aus welcher dann im Sommer das gedruckte Universität Programm vom Herbst 1898 hervorging. An 6  
dies schloss sich gleich nach Abschluss des Druckes Ende October 1898 die Fortsetzung meiner Eusebius Studien an,  
bei denen ich zunächst die 2te Halmelsche Abhandlung zur Kirchengeschichte (Die palästinens. Märtyrer des Eusebius von Caesarea Essen 1898) zu studieren hatte. Doch musste ich, sobald ich damit fertig war, diese Abhandlung, deren Verwerthung und Würdigung

einem späteren Capitel meiner "Eusebiusstudien" vorzubehalten war, selbst bis dahin zurückstellen, und ich nahm noch im Nov. 98 die schon am Schluss meines Herbstprogramms von 1898 S. 43 ins Auge gefasste nächste Fortsetzung meiner Arbeit über die Bischofslisten des Eusebius vor. Allein schon Ende Januar 1898 schob sich, im Interesse eines zweckmässigeren Anfangs für die von mir nun ins Auge gefasste Veröffentlichung meiner Eusebiusstudien ein Stück davon vor, und ich beschloss, bevor ich die 3 den Bischofslisten des Eusebius zu widmenden Capitel fortführte, meinen schon längst geplanten Commentar zur des Eusebius an die Hand zu nehmen. Zugleich rundete sich auch der ganze Plan für die Anordnung der ganzen Reihe meiner Eusebius Studien zu der Form ab, die nun in der Aufzeichnung vom Febr. 1899 auf dem "Eusebiusstudien-Programm dazu" u. s. w. überschriebenem Blatte vorliegt, das ich den einleitenden Blättern des vorliegenden Heftes eingereicht habe. So wuchsen sich aber meine Eusebiusstudien unter der Arbeit zu Dimensionen aus, die schon für sich mich nur wieder mit Bedenken darüber erfüllten, ob sie nicht, indem mir ihr Abschluss unabsehbar wurde, überhaupt das Zustandekommen der von mir noch vorbehaltenen und nur vertagten Aufzeichnungen selbstbiographischer Art gefährdeten. Zur Steigerung dieser Bedenken stellte sich aber im Laufe der ersten Monate des Jahres noch ein besonderes Moment ein, welches schon in der mit meinen Arbeiten schon ein Jahr früher erlebten und oben S. 4 f. schon erwähnten Krise entscheidend ins Gewicht gefallen war und nun wiederum den ruhigen Gang meiner Arbeiten gebieterischer als sonstige Erwägungen unter-

7

brach, ich meine die Rücksicht auf meine Gesundheit und die an ihren Schwankungen hängende Spürbarkeit meines Alters.

Zwar hätte ich gerade im verflossenen Winter insbesondere auch im Verhältnis zum nächstvorangehenden nur Veranlassung gehabt mich eines guten Standes meines allgemeinen Wohlbefindens zu erfreuen, hätte sich nur nicht ein mir neuer Feind desselben gemeldet. Aus mir unersichtlichen und auch vom Arzte nicht aufgeklärten Gründen habe ich fast mit dem Tage unserer Heimkehr von der Ferienreise im Herbst (29. Sept. 1898) an hartnäckiger Schlaflosigkeit zu leiden begonnen. Bis Ende Februar dem Arzt, Massini, gelungen war wenigstens ein harmloses Palliativmittel zu finden, dessen mildernde Wirkungen, obwohl ich nun seit Wochen den Gebrauch wieder eingestellt habe, noch gegenwärtig bestehen, hatte sich das Uebel ziemlich stetig gesteigert, anfangs zumal rapid. Selten handelte es sich um eine total schlaflose Nacht, meistens um eine durch mühsames Einschlafen oder vorzeitiges Erwachen um viele Stunden verkürzte Nachtruhe, und noch jetzt steht es mit meinem Nachtschlaf so, dass ich mich nachgerade mit dem Gedanken vertraut zu machen habe, es sei damit in dem für mich alten Sinne überhaupt wohl vorbei. Bei Papa ist schlechter Schlaf in einem viel früheren Alter chronisch geworden. Wie dem auch sei, schon in den letzten Monaten des letzten Jahres machten sich mir die Folgen des mir in solcher chronischen Form noch unbekanntem Uebels durch ein zunehmendes Gefühl des Von Kräfte Kommens sehr empfindlich. Drückend wurde es im Laufe des Januar, wo sich auch ein oder zwei Mal am Vormittag infolge einer jener ganz schlaflosen Nächte ein Gefühl gänzlicher Erschöpfung einstellte, bei dem ich an eine von

mir noch nicht erlebte Ohnmacht dachte, und das wenigstens in Erbrechen ausging. Gleichzeitig machte sich auch der Zustand von Herabgekommenheit, zu dem ich herabgebracht war, an dem bedenklich mühsam und träge gewordenen Fortschreiten meiner Arbeiten am Schreibtisch bemerkbar, die im Januar und Februar nur wenig von der Stelle rücken liessen. Dazu kamen nun noch im Februar ein paar besondere Anlässe, die meine Gedanken wieder heftig in meine persönliche Vergangenheit zurückdrängten, Joel's Anfrage das Verhältnis Nietzsches zu Stirner betreffend (am 3. Febr. erhalten) und vor Allem Frau Dr. Foerster's Veröffentlichung des Briefwechsels ihres Bruders mit Jak. Burckhardt (Frankf. Ztg. Morgenbl. vom 10. Febr.), am 15. Febr. der Brief ~~Donaldson's~~ <sup>Donaldson's</sup> mit der von mir abgelehnten Anfrage von St. Andrews, dann auch noch am 20. eine peinliche Auseinandersetzung mit meiner Ida. Was alles zusammen die trübe und aufgeregte Stimmung zu Stande brachte, in der nun auch der Entschluss gefasst wurde, meine Eusebiustudien, auf die Gefahr hin überhaupt eine Rückkehr zu meinen noch geplanten kirchenhistorischen Arbeiten aufs Spiel zu setzen, wieder zurückzustellen und mich nun den sonst noch mir im Sinne liegenden Aufzeichnungen selbstbiographischer Art ernstlich und zunächst ausschliesslich zuzuwenden. Inzwischen hat sich auch noch die Episode Harnack dazwischen gedrängt, mit der noch fertig zu werden sich mir empfahl. Vorige Woche auch noch eine andere recht zeitraubender Art, die vollends in meinem Leben episodisch ist bis zum Carnevalesken: ich meine mein Porträt, das vom 9.-13. April gemalt wurde. Nun ist auch das fertig und ich habe die Hände in meinen besten Stunden wieder frei, um an die vorliegen-

den Aufzeichnungen zu geben. Mache ich mir zunächst die damit verfolgte Absicht vollkommen klar.

19. Apr. 99

Wenn ich bis jetzt von selbstbiographischen Aufzeichnungen gesprochen habe, so ist dies lediglich der Kürze halber geschehen. Wenigstens die Vorstellung einer eigentlichen Selbstbiographie habe ich mit dem Ausdruck nicht verbunden. An ein Unternehmen der Art denke ich aus verschiedenen Gründen nicht.

Erstens habe ich mich schon durch mein ganzes bisheriges Verhalten in die Unmöglichkeit versetzt, daran zu denken. Es fehlt mir, um es kurz zu sagen, das zuverlässige Material dazu. An tagebuchartige Aufzeichnungen über meine Erlebnisse habe ich, sehe ich von flüchtigen Notizen, welche durch Reisen, insbesondere meine Ferienreisen veranlasst wurden oder von meiner, während meiner Glumikekur 1893/4 aufgezeichnete Krankengeschichte ab, bis vor noch nicht zwei Jahren nie ernstlich gedacht. So was ich über mein Verhältnis zu dieser ganzen Frage der Selbstbeurteilung schon am 26. Dec. 97 aufgezeichnet (im Heft "Mich selbst betreffend B." S.1). So wäre ich denn, schickte ich mich heute zu einer Selbstbiographie an, auf meine Erinnerungen und auf die Familienbriefe angewiesen, die mir noch zugänglich sind. Was nun meine Erinnerungen betrifft, so würde der Schwund meines Gedächtnisses, mit dem es neuerdings zumal schon bedenklich weit gekommen ist, meine Phantasie nur so schwach zügeln, dass der Glaube an meine Selbstbiographie und das Zutrauen zu ihr, die mit Zweifeln bei mir stets zu thun gehabt hätten, gegenwärtig mir jedenfalls von vornherein fehlen würden. Der Versuch aber,



die Lücken meiner Erinnerungen etwa aus eben gemeldeten Briefwechsel zu stopfen ist mir nicht nur durch den Gedanken daran fern gelegt, dass ich damit insbesondere den Boden betreten würde, dessen Gefahren ich eben andeutete. Ausserdem würde es Ansprüche <sup>11</sup> an meine Zeit erheben, die in gar keinem Verhältnis zum Rest davon, den ich meines Alters wegen allein noch zu besitzen mir bewusst bin, stünden, aber auch zum sehr beschränkten Interesse, das ich an vorliegender Aufzeichnung habe in Missverhältnis. Bevor ich weiter davon rede, muss indessen die Frage des Zwecks, den ich mit dieser Aufzeichnung verfolge, aufs Reine gebracht werden.

Was ich hier niederschreibe ist zunächst für mich allein bestimmt, aber vorbereitet wird damit allerdings ein Bekenntnis, das einmal an die Öffentlichkeit soll. Wie sollte ich nun dazu kommen, mein Leben in seiner ganzen objectiven Fülle der Öffentlichkeit zu beschreiben? Da würde es sich doch vor allem fragen: Was hätte ein solches Unternehmen bei der Öffentlichkeit für ein Interesse zu erwarten? Und da nun die Geringfügigkeit dieses Interesses in meinem Falle, wo es sich um ein in so ausgezeichnetem Sinne thatenloses Leben handelt wie das meine, auf der Hand liegt, so müsste ich es ungefähr ganz auf mich nehmen, als Beschreiber meines Lebens diesem Leben durch mein Zuthun das Interesse erst zu verschaffen, das ihm sonst entgangen wäre. Etwas der Art könnte ich aber doch nur dann auf mich nehmen, wenn ich mich dafür persönlich für vorzüglich vorbereitet hielte. Hiervon habe ich bereits das Gegenteil als meine Meinung bekannt. Für das Leben, das <sup>12</sup>

ich mir selbst zu erzählen nicht verantworten möchte, kann ich nicht die Theilnahme Anderer anrufen, und dies gar in dem extravaganten Maasse, in dem solche Theilnahme von allem, was sich an die Oeffentlichkeit wendet, angerufen wird. Dazu jedenfalls habe ich mit mir selbst nicht viel Umstände zu machen, um mich zu überzeugen, dass der Gedanke einer Selbstbiographie, die jetzt meinem Leben ein Interesse verleihen könnte, dessen es bis jetzt nur entbehrt hätte, mir ganz fern zu liegen hat. Denn ich habe ungefähr mein Leben damit zugebracht, mich um Neigung, Beruf und Talent zu einem solchen Unternehmen, gesetzt ich hätte sie auch jemals besessen, von Grund aus zu bringen. Der Gedanke jetzt noch das Publicum mit meiner Person und meinem Leben zu unterhalten hat für mich selbst nur noch Sinn durch den bestimmten und beschränkten Gesichtspunkt, unter dem ich ihn ausführe. Was ich auf den folgenden Seiten von meinem Leben erzähle, beansprucht an und für sich niemandes besonderes Interesse. Es soll nur eine Frage beantworten helfen, über die vor der Oeffentlichkeit Rechenschaft abzulegen ich mich allerdings gedrängt fühle, aber eben dies nur aus dem Grunde, weil diese Frage gerade das Stück meines Lebens betrifft, das der Oeffentlichkeit unnenhin schon angehört, mit dem ich schon an diese Oeffentlichkeit getreten bin, und an welches demnach auch deren Theilnahme für mich sich anknüpfen kann, auf die ich sonst keinen Anspruch habe. 13

Mein Leben nun, so weit es der Oeffentlichkeit angehört hat, ist ein Gelehrtenleben und zwar bin ich für diese Oeffentlichkeit ein Professor der Theologie gewesen. Lediglich dieses Stück meines Lebens will ich auf diesen Blättern als meinen Haupt-

gegenstand betrachten und behandeln. Für den Zweck, den ich dabei verfolge, will ich hier lediglich überhaupt mein Leben in Betracht ziehen: was ich davon erzähle, hat hier nur neben Anderen als ein Mittel zu dienen, die Frage zu beantworten, wie ich zu meinem Gelehrtenleben gekommen bin, zu dem Stück meines Lebens, das allein für die Oeffentlichkeit in Betracht kommt.

22. Apr.

Was ist es nun, was mir in meiner soeben bezeichneten öffentlichen Wirksamkeit keine Ruhe lässt, und zwar mir nicht nur nicht gestattet mit dem was ich darin bis jetzt geleistet, mich für zufrieden zu erklären sondern mich geradezu aus meiner bisher eingehaltenen Bahn wirft und mich, selbst ganz meiner Neigung zuwider, dazu treibt, was ich bis jetzt geleistet durch Selbstbekenntnisse, ja selbstbiographische Ausführungen, d.h. auf eine mir ganz neue und ungewohnte Weise zu ergänzen ?

Am allerwenigsten bekümmert mich die Unscheinbarkeit und die Spärlichkeit dessen, was ich bis jetzt in meiner Laufbahn als Lehrer und Gelehrter geleistet. Was insbesondere die Unscheinbarkeit meiner Leistungen als Professor der Theologie auf dem Katheder betrifft, so muss ich, auch noch vor allem was über diese Unscheinbarkeit eben den vorliegenden Aufzeichnungen zu zeigen vorbehalten ist, bekennen, dass sich für mich selbst niemals grosse Hoffnungen an dieses Stück meiner Lehrerwirksamkeit geknüpft haben, und dass es insofern mich auch nicht so sehr viel kosten würde, mich in dieser Hinsicht zur Zeit still zu resignieren. Auch ohne die ganz besonderen Hemmnisse, welche meiner Wirksamkeit auf dem Katheder im Wege standen, würden mir, ich glaube, stets die Gaben

gefehlt haben, ein bedeutender Professor zu sein. Als ich anfang stand ich überdies überhaupt selbst zu sehr unter dem Banne des Bewusstseins selbst ein Lernender zu sein, und kein Drang Andere zu lehren trieb mich stark und unmittelbar genug um mich schon auf dem Katheder zu entfesseln. Um so mehr habe ich allerdings schon früh, wenn auch nicht gleich im Anfang meiner Lehrerwirksamkeit, zu hoffen begonnen, ich würde mir sonst Luft schaffen und ich könnte mich mit Nutzen als theologischer Schriftsteller vernehmlich machen. Daraus ist nun auch nicht viel geworden, aber eben diese Spärlichkeit meiner theologischen Werke ist an und für sich auch nicht das, was zu verantworten ich sonderlich verzweifelte und nur indem ich mich in ausserordentliche Kosten stürzte, thun zu können annähme. Nicht, dass ich in jedem Sinne zu bestreiten im Sinne hätte, dessen, was ich als theologischer Schriftsteller geleistet, sei doch gar zu wenig. Das gebe ich vielmehr so willig zu, dass keine Thatsache der Beschäftigung mit mir selbst, der ich mich zuzuwenden eben im Begriff bin, stärker entgegenarbeitet. Es fehlen mir zur Anschwellung meiner schriftstellerischen Hinterlassenschaft als Lehrer der Kirchengeschichte insbesondere nicht die Aufgaben - wie ich es schon gezeigt - und wovon mir meine Collectaneen die Zeugen sind - und ich meine gewiss keinen besonderen Grund zu haben dieser Anschwellung nur aus dem Wege zu gehen. habe auch als ich die Musse meines Alters antrat zunächst keines andern Wunsches Erfüllung mir angelegener sein lassen. als diese Musse zu gebrauchen um der Dürftigkeit meines Nachlasses in dem schon bezeichneten Bereich etwas nachzuhelfen. Indessen auch diesem Wunsche sind

bei mir Schranken gezogen. Schon dadurch, dass es mir an der quantitativen Stattlichkeit meines gelehrten Nachlasses an und für sich gar nicht liegt. Ich will vielmehr von der Welt wissenschaftlicher Schriftsteller wie die meine, d.h. wie die, in welche ich zur Zeit gestellt bin, meinerseits weit lieber mit einigen Büchern zu wenig als zu viel scheiden. Dazu kommt, dass auch die wenigen Schriften, die ich hinterlasse, so gering auch die Aussicht ist, die sie für mich auf einen Namen in der Wissenschaft bestehen lassen, doch durch ihre Deutlichkeit einen mir persönlichen Dienst zu leisten, wie ich meine, vollkommen hinreichen. Wenigstens aufmerksame Leser, die ihnen etwa noch beschieden sind - und um welche anderen habe ich Anlass mir überhaupt Gedanken zu machen? - werden mindestens zum Zweifel darüber gelangen müssen, ob ihr Verfasser überhaupt ein Theologe gewesen ist. Nichts Anderes als das möchte ich aber mit den vorliegenden Aufzeichnungen schliesslich aufs Reine bringen. Nur dass ich zugleich den Wunsch hätte mir aus dem ganzen und allgemeinsten Zusammenhange meiner Entwicklung, aus den wichtigsten Thatsachen meines Lebens die behauptete Thatsache mir verständlich zu machen und damit auch Anderen einen annehmbaren Beitrag zu ihrer Verständlichkeit zu geben. Nicht zu meiner persönlichen Vertheidigung vor ihnen, welche Aufgabe den allergeringsten Anreiz für mich hätte, zur Ergänzung des Deficite meiner bisherigen Thaten, ja deren Vorstellung schon mich von jedem Vornehmen der Art abstösst. Wohl aber weil ich des Glaubens bin, dass die individuellen Erfahrungen, die ich darzustellen im Begriff bin zur Zeit etwas Typisches haben und insofern dazu nicht ganz unbrauch-

bar sein mögen zur Aufklärung der Gegenwart insbesondere des Begriffes "moderne Theologie" zu dienen. Als Gelehrter aber bringe ich mit diesen meinen Aufzeichnungen in meinen alten Tagen nur ein Opfer: denn als solcher fragte ich auch jetzt nach nichts Besserem als mich selbst nur immer gründlicher zu vergessen, was mir vieles leicht macht, statt mindestens den Schein zu erwecken, ich thäte es immer weniger und würde zu dem Wenigen was mir zu bleiben bis jetzt gelungen zu guter Letzt auch noch ein Geist.

29. Mai 99

Ueber einen Monat haben diese Blätter schon wieder gestockt. Theils haben mich wieder allerhand Lectüren zur "modernen Theologie" unterbrochen - Pfarrer E. Foerster's Lucubration über die Möglichkeit dieses Dings, der kleine Localsturm Wernle-Bolliger im Ritschlschen Wasserglase, Diehl's Aufsatz über christlichen Socialismus, über welches Alles ich mir auch Notizen in meine Collectaneen eingetragen. Vgl. unter "Ritschl Schule Theologie Characteristik", "Wernle (Paul) und Ritschl", "Theologie (moderne)", "Diehl christlicher Socialismus" - in den letzten Tagen hat an der Unterbrechung auch eine leidige gastrische Indisposition Schuld getragen. Natürlich sind mir über alle dem in dieser Zeit die geolanten Confessionen nicht ganz aus dem Sinne gekommen, nachgehungen habe ich ihnen vielmehr in Gedanken daneben nur allzu sehr, kaum dass dieser und jener Einfall dabei den Weg auf einzelne vertraute Blätter fand, ich schreibe davon nur eins hierher über, den geringen Rest dem Papierkorb überlassend.

3. Mai 1899

Ich habe mich langsam und spät entwickelt. Es ist das wenigstens der Eindruck, den ich immer wieder von meiner Entwicklung habe, seit ich überhaupt einen Gedanken für diese übrig gehabt habe, was sich auch erst spät ereignet hat. Der Eindruck geht so weit, dass ich mir häufig selbst vorkomme, als sei ich ein Kind geblieben und habe es zum "Ernst des Mannes" nie gebracht. Gegenwärtig, wo ich auf mein Leben als auf ein in der Hauptsache abgeschlossenes Ding zurückblicke und auf das Wenige was es zu Stande gebracht in Hinsicht auf das, was mir selbst als Möglichkeit darin zu stecken scheint, nimmt der eben ausgesprochene Gedanke auch bisweilen die Form an, dass ich überhaupt mit Allem was ich bin und werden konnte, aus dem Limbus infantum nie herauskommen werde. Da ich dabei wirklich nichts von der Anmaassung empfinde, deren Schein ein solcher Gedanke für jeden Anderen haben mag, so sage ich ihn mir auch gar nicht zum Troste vor. Ich will damit ganz gewiss nicht mein eigener Richter sein, dazu komme ich dabei wirklich zu wenig ausser mir und aus einer gründlichen Gelassenheit. Eben um dieser Gelassenheit willen ist dabei auch keine Resignation im Spiele.

Demnächst fahre ich in meiner heutigen Aufzeichnung fort und zwar mit der besonders gestachelten Absicht, sie bis zu einem ernststen Anfang vorwärts zu fördern. Denn manche Ueberlegung gerade der neuesten Zeit hat mich verstimmt und besorgter als je darüber gemacht, wie stark ich der Gefahr ausgesetzt bin, auch den Gegenstand, den ich auf diesen Blättern zu behandeln im Sinne habe, in mir zu zerdenken. Denn wie kann ich erwarten, dass die mir ohnehin und von allem Anfang an nur allzu sehr anhaftende

Disposition dazu, in meinen alten Tagen abnehme? Ich fühle vielmehr zu lebhaft und aus zu mannigfachem Anlass, dass die Hoffnung hier noch etwas zu Stande zu bringen, bei mir allzu viele Stösse nicht mehr ertragen wird.

30. u. 31. Mai 99

An diesen 2 Tagen studierte ich noch bevor ich an die Aufzeichnung der Daten meines Lebens ging, die mir hier von Interesse zu sein scheinen, die Aufzeichnungen, welche ich der Tante Marie über die Geschichte unserer Familie verdanke und welche, nächst dem Stammbaum, den mir mein Vater mit der Familienbibel hinterlassen hat, in so gut wie vollständiger Ermangelung eigener älterer selbstbiographischer Notizen, in der Hauptsache die einzige schriftliche Quelle sind, deren ich mich bei den unten folgenden Blättern bedienen werde. Das beschränkte Interesse, in dem ich hier überhaupt allein auf mein Leben zurückzublicken gedenke, und der Wunsch auch die Zeit, welche ich für diesen Rückblick bestimme, entsprechend zu beschränken, veranlassen mich auf ein eingehendes Studium alter Briefschaften zu verzichten und damit auch auf ihren regelmässigen Gebrauch bei den unten folgenden Aufzeichnungen. Vgl. schon oben S. 10. Die Ausnahmen gedenke ich unmittelbar bemerklich zu machen.

1. Juni 1899

Meine Vorfahren sollen im Anfang des vorigen Jahrhunderts aus Elberfeld in Frankfurt a/M. eingewandert sein, <sup>+)</sup>  wo schon der Grossvater meines Grossvaters, Johann Hermann Overbeck als Bürger und Handelsmann ansässig war. Er vererbte auf seinen

---

+ ) Die Anfänge der Familiengeschichte besonders nach der Tradition, die uns unsere Tante Marie vor Allen aufbewahrt hat.



Sohn Franz Herrmann Heinrich (geb. 3. Jan. 1751) ein auf der Neuen Kräme gelegenes, sehr gut gehendes, besonders von den Frankfurter Handeleherren frequentiertes Kaffeehaus, dessen Besitz indessen, so blühend unter ihm auch die Verhältnisse der Familie blieben, der Schwiegertochter Maria Magdalena Fritsch, selbst Tochter eines reichen Gastwirths in Darmstadt nicht mehr zusagen wollte. Sie soll wenigstens meinen Urgrossvater, der sich mit ihr am 3. Jan. 1775 vermählte, veranlasst haben, zu einer Zeit da er schon zu Jahren gekommen war, sein Kaffeehaus aufzugeben und eine Lederfabrik in Offenbach zu gründen. Mit dieser ging es aber nicht gut, und ihr Missgeschick<sup>+)</sup> führte überhaupt das Ende der Frankfurter Periode der Familie herbei. Der Urgrossvater selbst zwar starb noch dort (21. Aug. 1815) und fünf Jahre nach ihm auch noch seine Frau, aber von den sieben Kindern, die er mit ihr hatte, mit Ausnahme von dreien, die das Kindesalter nicht überlebten, und der ältesten Tochter, Anna Maria, die 1793 Johann Ludwig Lommé, den Associé des Handelshauses Schmidt & Cie, geheiratet hatte, keins mehr. Sie starb in Frankfurt am 1. Mai 1819. Das erstgeborene dieser Kinder, Johann Jacob (geb. 23. Sept. 1775), war mein Grossvater. Er führte am 7. Mai 1800 Susanna Maria Scheck, die Tochter

---

+) Ein Missgeschick, das überhaupt die lange Reihe der mercantilen Unfälle meiner nächsten Vorfahren eröffnete und gewissermassen deren Retreten anderer Bahnen in der Familie praeludierten.

eines durch seinen Fleiss reich gewordenen Schuhmachers <sup>+) )</sup> heim und hatte aus dieser Ehe 5 Kinder, von denen ihm aber nur 3 noch in Frankfurt geboren wurden. Auch er hatte seine Laufbahn als Kaufmann begonnen und Anstellung im Hause Schmidt gefunden, dessen Associé, wie eben gesagt, sein Schwager war. Auf Reisen im Auftrag dieses Hauses in Frankreich, England und Holland und im Ueberdruß an der in der Heimat eingenommenen subalternen Stellung erwachte in ihm der Wunsch sich in der Fremde selbstständig zu machen. Vornehmlich das Vermögen seiner Frau gestattetete ihm die Ausführung solcher Absicht, auch als er von ihr schon drei Söhne hatte - unter ihnen an 2ter Stelle meinen Vater Franz Heinrich Herrmann, am 14. Mai 1804 in Frankfurt geboren, und mit dieser Familie siedelte er im Jahre 1807 nach London über, wo ihm noch ein nur wenige Monate am Leben gebliebener Sohn (August) und am 12. Mai 1811 eine Tochter, Anna Maria, geboren wurden. In England sollte mein Grossvater die Glanzjahre seines Lebens erleben. Die um der Kriegsläufe willen nicht

---

+) Sie war am 7. Juli 1777 geboren. Die Schecks waren mit Textors <sup>Joh.</sup> verwandt. Der alte David Scheck hatte sein Haus auf der Schäferstrasse, das ich als Knabe noch 1846 gesehen habe. Als Wahrzeichen diente ihm eine über dem Hausthor in die Mauer eingelassene Bombe, welche nach dem Bombardement Frankfurts in den Revolutionskriegen im Keller noch geladen gefunden worden war.

unbedenklichen Fährlichkeiten der Reise wurden glücklich überwunden, ebenso eine schon in den ersten Jahren der neuen Niederlassung im Geschäft infolge der Continentalsperre erlebte gefährliche Katastrophe. Bald hatte der Grossvater, dank der ihm als eifrigem Freimaurer zutheil gewordenen Gunst des Herzogs von Sussex, Grossmeister des Ordens, leichter als es sonst hätte geschehen mögen, die Englische Unterthanschaft erworben, <sup>+</sup>) und auch das Geschäft, das er nach Auflösung einer anfänglich eingegangenen Association auf den eigenen Namen in der City fortführte, wusste Jahre lang nur von Prosperität. Dennoch mussten im Jahre 1817 die Zahlungen eingestellt werden und nur der Liberalität der Gläubiger, welche das bei dem Anlass bewiesene Verhalten meiner Grossmutter erbaut hatte, verdankte die Familie die Rettung eines dürftigen Trümmerstücks ihres Vermögens, mit dem sie nun nach Frankfurt zurückkehrte. <sup>++</sup>)

---

+ ) Die in den Besitz meines Bruders Ernst übergegangene Parlamentsacte ist vom 17. März 1807 datirt. Augenblicklich ist mir nur die beglaubigte Abschrift dieser Acte, die ich im Nachlass der Tante Marie finde, zugänglich.

++ ) Noch in den Tagen des Londoner Glücks hatte mein Urgrossvater Overbeck den Seinen dort einen Besuch abstatten können. Von seinen erfreulichen Eindrücken noch ganz erfüllt war er dann in Frankfurt am Tage nach seiner Heimkehr einem Schlaganfall erlegen, wie schon gesagt (s.oben S.20) am 21. Aug. 1815.

NL 53 Franz Overbeck A 269



In der alten Heimath aber konnte es der Grossvater, als Geschäftsmakler von Neuem anfangend, nun vollends nicht mehr aushalten. "Sannchen," hörte ihn eines Tages sein siebenjähriges Töchterchen zur Mutter sagen "in 14 Tagen müssen wir nach Russland. hier können wir nicht bleiben !" und die Mutter hatte, in Thränen ausbrechend, geantwortet: "In das Bärenland willst du uns führen!" Sterben sollte die gute Grossmutter zwar im Bärenlande nicht. +) aber auch während der 33 vom Glück nur wenig erhellten, dagegen von mancherlei Ungemach verdüsterten Lebensjahren, die ihr damals dort noch bevorstanden, kaum je den zehrenden Wunsch verlieren, es wieder zu verlassen. Muthmaaslich war es nur die Thatsache, dass ein jüngerer Bruder wenige Jahre zuvor schon nach Petersburg ausgewandert war (der Onkel Philip der Familientradition) und dort Erfolg gehabt hatte, welche die Gedanken meines Grossvaters damals dorthin lenkte. Ich weiss es wenigstens nicht anders, doch zugleich auch, dass er, wie es scheint in der Besorgnisse vor abmahnendem Bescheid, von der angegebenen Gelegenheit sich zum Voraus zu erkundigen keinen Gebrauch machte und nur mit verspäteter Anmeldung im September 1818<sup>++)</sup> mit seiner Frau und den zwei jüngsten Kindern in Petersburg eintraf.

---

+) Sie starb am 16. Febr. 1853 in Wiesbaden.

++) Die Einzelheiten dieser Uebersiedelung sind mir nur aus den Aufzeichnungen der Tante Marie bekannt, welche jedoch nicht einmal das Datum derselben sicher feststellen und auch an das Jahr 1819 als solches denken lassen.

(Vgl. unten S. )

Die zwei ältesten Söhne blieben fürs nächste noch in Frankfurt zurück, beide als Handelslehrlinge, mein Vater bei Gebhardt & Hauck, er jedenfalls bei der Ergreifung dieser Laufbahn unter den Nothumständen, in die seine Familie gerathen war, um seine Neigung nicht gefragt. Denn diese hätte ihn zum Studium gezogen und ich wüsste, eine peinliche Rechtlichkeit und Ordnungsliebe in seinen täglichen Gewohnheiten ausgenommen, keine Eigenschaft meines Vaters, welche ihn für den Beruf eines Kaufmanns gezeichnet hätte. Klagen habe ich ihn über diesen der Gestaltung seines Lebens angethanen Zwang nur sehr wenig hören, dem ich doch vielleicht vornehmlich die Schrankenlosigkeit der Freiheit zu danken habe, die mir mein Vater bei der Berufswahl gegönnt hat. Bei dieser hat mich jedenfalls auch die Uebersiedelung meines Grossvaters nach Russland so ungebunden wie nur möglich gelassen. 33

Zwar war, als nach beendigter Lehrzeit auch die beiden noch in Frankfurt zurückgelassenen Söhne den Eltern nach Petersburg nachgezogen waren,<sup>+) die ganze Familie dahin versetzt. Doch ist sie nachdem mein Onkel Louis, der jüngste Bruder, im Jahre 1864 in Petersburg kinderlos gestorben ist<sup>++) zur Zeit wiederum aus dem Lande ganz verschwunden. Von den übrigen mit den Gross-</sup></sup>

---

+)  
+) Zuerst Onkel Jean, dann aber auch und zwar spätestens 1821 mein Vater.

++) Er ist das einzige Glied der Familie, bei dem überhaupt von etwas wie von einer wenigstens anfangenden Russificirung der Familie geredet werden kann. Die Russificirung lag in einem schliesslich zur legitimen Ehe gewordenen abenteuerlichen Verhältniss zu Aurora Baronesse von Ulbeck.

eltern dahin gezogenen Geschwistern hat keines sein Schicksal dort mehr beschlossen. Ungastlich in jedem Betracht zwar konnte man bekanntlich kein Land weniger nennen als das damalige Russland, oder gar das nikolaitische, das zur Zeit der Einwanderung meines Grossvaters im Anzuge war. <sup>wenigstens</sup> Keines/setzte dem eingewanderten Fremden mit Ansprüchen weniger zu. Es privilegierte diesen Fremden und für ihn war darin Fremdbleiben ein ebenso mannigfach begründeter als durch die Umstände begünstigter Zustand, dem Engländer - und als solcher war mein Grossvater mit den Seinen eingewandert - zumal aber lag es fern sich anzuhellen. Von diesen allgemein bestimmenden Verhältnissen abgesehen aber liess meinen armen Grossvater auch persönliches Missgeschick nie in der neuen Heimath "warm werden". Anfangs schienen sich, soweit nur die Londoner Tage vergessen waren, die Dinge nicht übel anzulassen. Das Bankhaus Stieglitz, in dem der Grossvater als Commis alsbald angekommen war hatte damals wenigstens eine grosse Zukunft. Nur war der Grossvater noch vor ihrem Aufgehen (schon 1820) in ein anderes übergetreten (Livio), und in diesem erlebte er dessen Zusammenbruch (1827), wobei er auch noch den gänzlichen Verlust seiner kleinen dem Hause anvertrauten Ersparnisse sich gefallen lassen musste. Von da an wusste er kaum noch von etwas anderem als von stetig anwachsenden Lebensorgen bis er am 3. Sept. 1833 an einer Lungenentzündung starb. Die Grossmutter hatte sich sofort bei der Ankunft in Petersburg durch Beziehen einer feuchten Wohnung auf Wassiliostrow ein helloses Siechtum zugezogen, mit dem behaftet sie nur dank ihrer von Haus aus unge-

wöhnlich kräftigen Constitution in langwierigem Kampfe den Tücken des Klimas zu widerstehen vermochte. An ihren strengen und wenig biegsamen Character stellte aber die Acclimatisation an die neue Heimath vollends nur schwer zu überwindende Zumuthungen. Ihre erst 17-jährige Tochter hatte sie die Laufbahn einer Gouvernante antreten sehen müssen, als welche unsere Tante Marie in verschiedenen russischen Häusern merkwürdige doch nicht ausnahmslos harte Schicksale erlebt hat. Die Söhne mussten unter den eingetretenen Umständen natürlich sich nicht nur ganz selbst forthelfen, sondern auch nächst der möglichsten Unterstützung der Schwester seit dem Tode des Vaters die Sorge für die Mutter ganz auf sich nehmen. Für meinen Vater verwickelte sich diese Aufgabe schwer durch die Umstände, unter denen er die Begründung eines eigenen Hausstandes unternahm.

Unter den ziemlich rasch wechselnden Firmen, bei denen mein Vater seit seiner Ankunft in Petersburg sich als junger Handelsmann durchzuarbeiten hatte, befand sich auch die des Herrn Bertrand Camille Cerclat, eines Franzosen, der jedoch selbst seinen aus Mâcon und Rouanne in der Bourgogne stammenden Eltern 1790 erst in Petersburg geboren war, ebenso wie seine Gattin Elisabeth Lafontaine, welche ihrer französischen Familie in Moskau geboren wurde (1794). Die ältere der zwei aus dieser Ehe hervorgegangenen Töchter Johanna Camilla, geb. in Petersburg 19. Nov. 1808, wurde meine Mutter. Nur flüchtig nämlich waren die Beziehungen, welche zwischen meinem Vater und der Firma Cerclat als solcher aus seinem Eintritt als Commis hervorgingen, da schon kurze Zeit nach diesem Eintritt mein Grossvater sich veranlasst sah sein Geschäft in



Petersburg aufzulösen und ein neues in Hamburg zu beginnen. Bei der Uebersiedelung dahin aber hatte er seine kleine Familie in Petersburg zunächst in ziemlich bedrängten Umständen zurückgelassen. Der Obhut meines Vaters, der in ihr seine Braut gefunden hatte, fiel sie dabei in solchem Maasse zu, dass, als Frau Cerclat im Juni 1836 gestorben war, ihre Töchter, von denen die jüngere zur Zeit ein zehnjähriges Kind war, ihr Unterkommen bei seiner Mutter fanden. Er selbst hatte damals vor kurzem eine Anstellung im sogen. Englischen Magazin in Petersburg schon gefunden, welche nicht nur dem unleidlichen Wechsel, den er, wie schon angedeutet, sich in dieser Hinsicht anfänglich hatte gefallen lassen müssen, ein Ende machen sollte, sondern ihn auch sofort in den Besitz eines Gehalts gesetzt hatte, der ihm, selbst in den schwierigen für ihn bestehenden Verhältnissen, den Abschluss seiner Ehe zu wagen gestattete. Am 19. Nov. 1836 fand die Hochzeit meiner Eltern statt. 1. Dec.

Die Bescheidenheit der oekonomischen Verhältnisse des so begründeten Haushalts hatten seiner Begründung keineswegs allein im Wege gestanden. Cerclat's waren katholisch und meine väterliche Grossmutter eine strenge Lutheranerin, die schon in die anglikani-<sup>26</sup>sche Taufe ihrer Tochter sich nur widerwillig gefunden hatte. In diesem Sinne war sie denn auch der von ihrem Sohne einzugehenden Ehe abgeneigt, und nur unter der Bedingung der lutherischen Erziehung ihrer Enkel und Enkelinnen, und nicht ohne sich in besonderer Weise gegen jeden confessionellen Einfluss darauf von Seiten ihrer künftigen Schwiegertöchter im voraus sichergestellt zu haben, gab sie ihre Einwilligung. Welches nun auch der Antheil dieser grossmütterlichen Fürsorge an dem Glück ihrer Enkel sein mag -

wir sind fünf gewesen, die die Jugendjahre überlebten. ein Brüderchen wurde uns schon nach 7 Monaten wieder genommen, - dass diese Enkel von dem wie sich aus vorstehenden Angaben ergibt, so mannigfach begründeten Schwierigkeiten der Anfänge unserer Eltern als Eheleute, so gar wenig mehr empfunden, oder auch nur wahrgenommen haben, das danken wir, neben manchem anderen freundlichen Stern, der über unserem und zumal meinem, des ältesten Kinder- und Jugendglück geleuchtet, zunächst und zu allermeist der herzlichsten Eintracht dieser Eltern. Obwohl mein Vater, ungeachtet seiner ungewöhnlichen, freilich ausserhalb seines häuslichen Kreises nur schwer sich aufschliessenden Gütherzigkeit doch seinem Temperament gemäss in seiner Umgebung, wie ich annehmen muss, kaum je im Ruf absonderlicher Verträglichkeit gestanden hat, so war ich doch schon 17 Jahre alt bevor ich ihn einmal in einer Anrede meiner Mutter auch nur die Stimme mit getrübter Färbung erheben hörte - die Stunde ist mir sammt dem an sich unerheblichen Anlass des "Excesses" natürlich noch heute in lebendigster Erinnerung - und darnach ist es zwischen ihnen auch weiter gegangen während einer durch den Tod meiner Mutter erst nach 40-jährigem Bestande getrennten Ehe. Diese nie erheblich getrübte oder auch nur mit solcher Trübung bedrohte Eintracht erscheint mir bei diesem Rückblick auf die Geschichte meiner Familie als die eigentliche Sonne über der Periode, die sich darin für mich mit meiner Geburt eröffnet.

Diese Geburt fand am  $\frac{4.}{16.}$  Nov. 1837 statt. Von ihrer ab-

sonderlichen Schwierigkeit trug ich selbst ein rothes Mal an der Stirn davon, das einige erst etwa 15 Jahre später unternommene Aetzungsversuche mit unbeträchtlichem Erfolge etwas weniger auffallend machten. Anfanglich handelte es sich dabei um eine offene Wunde, die mein zu stark gerathener Kopf als ich anfing zu gehen und um dessen willen unsicher auf den Beinen war, lange Zeit fatalen Unfällen ausgesetzt sein liess. Vornehmlich an diesen Umständen hing es wenn es bei mir zum Gehen später kam als zum Sprechen, ein wenn auch dicklich und munter aussehendes, so doch schwächliches Sorgenkind war ich aber überhaupt Jahre lang und auch allerhand Siechtum steht im Dämmerlicht meines ältesten Erinnerens. Ernstlich erhellt sich dieses Dämmerlicht für mich kaum vor meinem neunten Lebensjahre, in welchem sich eine grosse Reise wie ein Vorhang vor alle oberhalb dieses Termins liegende Erlebnisse gelegt hat. Meine älteste Erinnerung scheint mir das traumartig vor mir stehende Bild eines gewöhnlichen Zimmers, dessen Licht gedämpft ist und in dem sich eine Menge Menschen in dunklen Kleidern still bewegen und leise sprechen, ich selbst mit rathloser Scheu mich unter ihnen umsehend, mitten darunter. Das kann sich kaum auf etwas anderes beziehen als auf den Tag, da der Sarg jenes schon nach 7 Monaten wieder dahingegangenen kleinen Bruders Gustav im März 1842 hinausgetragen wurde, als ich selbst noch nicht  $4\frac{1}{2}$  Jahre alt war. Nur als eines zeitlichen Marksteins meiner Kindheitserinnerungen sei aber hier der Sache gedacht, und durchaus nicht zur Bestimmung der Farbe dieser Erinnerungen, ebenso wenig wie auch das von Siechthumserinnerungen soeben Gesagte so gemeint ist. Ich weiss insbesondere auch für 28

die bezeichneten russischen Anfangsjahre meiner Knabenzeit von nichts anderem als vom hellen Glanze, in dem mir diese Zeit überhaupt im Andenken steht. Eine Schwester hatte ich schon neben mir als jenes Brüderchen starb, Louise 21.Oct. 1839 geboren, mein Bruder Ernst kam 1843 8. Oct. dazu. Der ganze Zuschnitt des Lebens im elterlichen Hause ist wie darauf berechnet gewesen uns Kinder darin als in den Mittelpunkt eines Paradieses gestellt uns selbst vorkommen und uns erst zu Jahren kommen zu lassen. bevor uns von der, wie obenstehende Aufzeichnungen schon haben zeigen können in manchem Betracht düsteren Vorgeschichte der Familie auch nur die leiseste Ahnung aufzugehen vermochte. Der Familienkreis, der uns nächst den Eltern in Petersburg umgab, beschränkte sich auf unsere väterliche Grossmutter und einen damals noch ledigen Oheim, ihren jüngsten Sohn, der Rest war weit verstreut und von Petersburg so fern weilend, dass er für unsere Kindererfahrung so gut wie nicht vorhanden war. Die Grossmutter, die wir nie gesund gesehen haben. trug an ihrer erschütterten Gesundheit und zum Theil wohl auch an einer gewissen Herbigkeit ihres Wesens uns nur unverständliche Spuren ihrer Schicksale an sich selbst. Auf jeden Fall war sie uns Enkeln viel zu herzlich zugegan, als dass der Eindruck respectvoller Scheu, den sie uns einflösste, in der Regel die Grenze des Unheimlichen überschritten hätte. Das brachte sie doch nur in der Verkleidung als mahnender heiliger Christ zu Stande, in welcher sie sich mit Erfolg ein paar Jahre hindurch am Weihnachtsabend vor uns zu verbergen wusste, bis einmal der schon erwähnte Oheim durch seine Andeutungen uns die schon blinzelnden Augen über das Geheimnis ganz aufgehen

liess. Dieser lose Oheim war überhaupt unser Liebling <sup>+)</sup>  und wir kamen uns als die Seinen vor, gänzlich ungestört durch die zwischen ihm und unserem Vater auch aus ernsteren Anlässen bestehenden Zerwürfnisse, deren Bestehen damals uns noch viele Jahre und zwar vollkommen verborgen blieb. Auch die geselligen Beziehungen meiner Eltern waren zu jener Zeit, sich auf wenige französische und besonders englische Familien beschränkend, so einfach, dass sie uns Kinder vollends in der Vorstellung nicht störten, im Mittelpunkt der Welt zu stehen, in der wir uns befanden, und von Vater und Mutter anderes zu wissen, als dass sie um unseretwillen in der Welt wären. Die Mutter war so gut wie beständig um uns, der Vater wohl den ganzen Tag im Geschäft, doch des Abends, wo erst um 5 oder 6 Uhr zu Mittag gegessen wurde, und Sonntags bis auf sehr seltene Ausnahmen zu Hause. Vollkommen unverworren aber blieben wir mit jeglichen Nachwehen der an Bedrängtheit, wie ich schon angedeutet habe, wenigstens grenzenden Anfänge des elterlichen Haushaltes. Denn ungefähr so stetig wie wir wuchsen besserten sich auch die Verhältnisse meines Vaters. Den ganzen Sommer war es uns denn auch, wie damals in Petersburg unter nur einigermaßen hablichen Leuten, namentlich unter Ausländern, fast ausnahmsloser Brauch war, so weit meine Erinnerung zurückreicht stets möglich auf dem Lande zu leben. Das geschah zwar nicht inmitten der luxuriösen Landsitze der berühmten sogenannten "Inseln" der Umgebung Petersburgs, aber

---

+) Er hat nicht gut geendet und dazu auch nicht das Zeug gehabt.

doch an den Ufern der benachbarten "Tschornaja Rjaschka" (Schwarzbach), und war auch reizvoll genug um uns unvergesslich zu bleiben auch aus der Zeit, da ich es mit schon erweitertem Horizont meiner Vorstellungen über Naturschönheit genoss.

Lesen soll ich schon sehr früh mit einem zusammenstellbaren Alphabet ziemlich allein gelernt haben,<sup>+</sup> bedenklich fliesen aber in meinen Kindheitserinnerungen die Grenzen zwischen Lernen und Spielen überhaupt ineinander. Meine Mutter selbst hat von der Leichtigkeit, in der sich im Bereich des Lernens im Ganzen Alles für mich "abspielte", oft die Besorgnis davon getragen, es möchte mir darüber die Lust vergehen hartes Holz zu bohren.<sup>++</sup> Gewiss ist, dass sie von phänomenalen Lernerfolgen bei mir viel wohl niemals Erfahrung gemacht, aber auch wenig von ernstem Widerwillen gegen das Lernen meinerseits zu hören bekommen hat und ich selbst nicht weiss, ob die Hattlichkeit, d.h. die gründliche Fruchtbarkeit und Nachhaltigkeit der von mir beim Lernen erlangten Resultate noch etwas Anderes als nur Vortheile davon gehabt hätte, wenn ich bei der Arbeit in meinen persönlichen Glückempfindungen ernsterer Anfechtung unterlegen hätte. Jedenfalls hat sich aber ein Hauptcapitel des Lernens durch die Umstände

---

+) Auch sprechen konnte ich früher als gehen, wozu es freilich die übermässige Entwicklung meines Kopfs und meine hierdurch herbeigeführte und für mein offenes Stirnmal gefährliche Neigung zu fallen erst im dritten Jahre kommen liess.

++) So schreibt sie auch in einem Brief vom 16. März 1850 an die Tante Marie im bezeichneten Zusammenhang, ihr Franzinka sei "pas habitué à se donner du mal".

unter denen ich aufgewachsen bin, wenn auch in sehr natürlicher doch immerhin in ausserordentlicher Weise verwickelt, ich meine das der Sprache. Denn zu einer Muttersprache habe ich es jedenfalls ungewöhnlich spät gebracht. Mit Russisch habe ich meiner Amme und des Ubrigen Hausgesindes wegen muthmaasslich angefangen. Zu Hause wurde sonst stets Französisch gesprochen und so wurde dieses fürs Nächste anscheinend meine Muttersprache. Deutsch musste mit der Grossmutter gesprochen werden, <sup>†)</sup> die zwar nicht bei uns wohnte und uns auch wegen ihrer Gebrechlichkeit selbst nur selten besuchen konnte, die ich aber doch oft sah und insbesondere von der Zeit an da ich allein auf die Strasse gelassen wurde, oft und regelmässig aufsuchte. Von meinem 7. Jahre an vervollkommnete mich im Deutschen auch ein Privatlehrer, der, sofern er auch der damit übernommenen Aufgabe in vielfacher Hinsicht persönlich <sup>?</sup> erscheinen mochte, doch wiederum auch <sup>?</sup> mancher besonderen Befähigung dazu keineswegs ermangelte. <sup>++)</sup>

---

+ ) Russisch hat sie in einem 34 jährigen Aufenthalt im Lande kaum radebrechen gelernt.

++ ) Herr Santa-Cruz - so hiess dieser Lehrer - war seiner Herkunft nach ein polnischer Jude, der als katholischer Convertit in Petersburg eingewandert war und sich hier als Lehrer niedergelassen und als solcher einiges Ansehen erworben hatte. Von der traurigen Vorgeschichte, welche schon diese Laufbahn voraussetzt und von der ich wohl noch manches einmal gehört, weiss ich doch zur Zeit nichts mehr, vom sonstigen Unglück, das den Mann heimsuchte nur so viel, dass er schon als junger Ehemann eine schwärmerisch geliebte Frau

Dann kam ich, 9 Jahre alt, noch auf ein Jahr in die Schule der reformierten Kirche in Petersburg, <sup>37</sup> <sup>+</sup>) in deren Haus wir auch wohnten, wo ich im Verkehr mit Jungen fast durchgängig deutscher Herkunft mich befand und auch die Unterrichtssprache deutsch war.

---

verlor und über den Missgriff, den er bei seiner Conversion in der Wahl der Confession durch seine Entscheidung gegen den Protestantismus verschuldet zu haben meinte, sich so vergrübelte, dass er sich schliesslich (in der Zeit, da wir zum ersten Mal von Petersburg abwesend waren) das Leben selbst genommen hat. Er war ein mannigfach gebildeter Mann und verehrte die deutsche Litteratur besonders leidenschaftlich. Ich habe noch die lebhafteste Erinnerung an seine Erscheinung, obwohl diese die physiognomischen Eigenthümlichkeiten seiner Rasse zwar unverkennbar, doch keineswegs grotesk repräsentierte, - und die Melancholie seines ganzen Gebahrens, weiss aber auch noch, dass ich ihm sehr anhänglich gewesen bin und dunkel auch noch etwas von den Verdiensten, die er sich um mich als Lehrer erworben hat.

---

+)  
Der Direktor hiess Gordack. Der Pastor von Muralt ging uns aber nichts an, da wir mit dem Vater zur lutherischen Gemeinde gehörten.



Doch zum besonderen Unterricht im Deutschen kam schon in frühen Jahren, entsprechend dem im gebildeten Petersburg der damaligen Zeit üblichen Bildungsprogramm, und dem Umgang meiner Eltern, noch das Englische hinzu +) in dem ich auch praktisch mich zu üben mehrfache Gelegenheit hatte. Doch brachte in diese meine polyglotte Entwicklung das Jahr 1846 wenigstens vorläufig Stillstand.

Der Gesundheitszustand meiner Mutter liess, obwohl sie selbst doch schon in Petersburg geboren war, immer weniger Hoffnung auf Wiederherstellung ohne den Versuch einer Kur im Ausland. Auch für mein Gedeihen im Petersburger Klima schienen nur die trübsten Aussichten zu bestehen. Nehme ich die Anlage zur Braune mit welcher Louise und Ernst behaftet waren, und die nächtlichen Alerten, die ihre Todesgefahr bei uns fast jeden Winter mindestens einmal veranlasste, hinzu, so begreift sich, dass der Hausarzt in meinem im Allgemeinen so heiteren Knabenerinnerungen eine entschieden unheimliche Gestalt ist. ++) Sein Gutachten, das uns in

---

+) Mein Lehrer, Mr. Shaw, war physiognomisch ein sehr stark ausgeprägtes Exemplar des starren Engländerotypus, hatte eine sehr lange Gestalt und trug seinen Spazierstock regelmässig auf der Schulter. Sonst habe ich an ihn kaum noch Erinnerung, es sei denn, dass auch Mama Stunden bei ihm hatte.

++) Es war Dr. Ernst Meyer, gleichfalls Jude, wie Herr Santa Cruz, doch er deutscher (Breslauer) Herkunft.

die Ferne trieb und von unserem Vater sammt Grossmutter und Oheim trennte, konnte in meinen Augen diesen Eindruck zunächst auch am allerwenigsten mildern, wo ich ohne einen Begriff der unschätzbaren Wohlthat blieb, die er uns, den Meinen und mir, damit in Wirklichkeit erwies. +) Im Mai des schon genannten Jahres verliess meine Mutter mit mir und meinen zwei Geschwistern von einer recht intelligenten estnischen Kinderwärterin begleitet, zu Schiff Petersburg, um zunächst Travemünde zu erreichen. Leider hat sich von allen Eindrücken dieser übrigens in etwa 4 mal 24 Stunden ohne jedes besondere Abenteuer vollbrachten Seereise, so neu und gewaltig sie sein mochten, kaum einer so lebhaft mir eingepägt als der der Seekrankheit. In Travemünde nahm uns unser mütterlicher Grossvater in Empfang, den wir Kinder jetzt erst kennen lernten, und der selbst seine Tochter nach vieljähriger Trennung zum ersten Male als Ehefrau wiedersah. Mit ihm ging es dann weiter nach Hamburg, wo er, wie ich schon sagte, als Kaufmann niedergelassen war und wir uns nun etwa 2 Wochen aufhielten. Von dort begleitete uns der Grossvater, über Hannover und Kassel nach Frankfurt und Ems. Von dieser Reise ist mir, von ein paar Hamburger Eindrücken abgesehen, bis zu ihrer genannten Endstation kaum noch eine andere Erinnerung bis zu wirklichen Umrissen deutlich zurückgeblieben, als die an eine lärmende nächtliche Scene in Göttingen, die ein Trupp Studenten, der sich um unsere Post-

---

+)  
Damit habe ich natürlich kein ernstes Urtheil über das wirkliche Verdienst unseres Arztes bei seinem Gutachten im Sinne. Das Heil "im Ausland" zu suchen war, wie damaligen Petersburgern bekannt sein wird, ein ebenso leicht zu erhaltender als gern vernommener Rat.

kutsche versammelt hatte, veranlasste. Ihrer hatte ich zwölf Jahre später wieder zu gedenken besondere Veranlassung, da ich selbst als Göttinger Student mit einigen Commilitonen auf der Rückkehr von einer Sprütze in Münden mit meiner Gesellschaft um die Mitternachtstunde über die Schläfer eines Eisenbahncoupés herfiel. Sonst hat auf jener älteren Reise selbst der Uebergang auf die Eisenbahn, der in Cassel geschah, in meinem Gedächtnis keine fassbare Spur hinterlassen. Erst in Ems verändert sich die 33 Färbung meiner Erinnerungen, und es leuchtet mir noch als das Paradies, dessen Erreichung der weiten Reise von Petersburg für mich erst einen Sinn giebt. Diesen nachhaltigen Eindruck danke ich natürlich vor allem dem Umstand, dass wir in Ems 6 vom Himmel ungewöhnlich begünstigte Sommerwochen blieben. Doch eben diese begünstigten Wochen ermöglichten uns Kindern auch jene zahlreichen unvergesslichen Ausflüge oder auch kleineren Spaziergänge mit unserer Mutter oder unserer Wärterin, bei denen mir zu bleibendem Besitz noch ungeahnte Herrlichkeiten dieser Welt aufgingen. Und zu erwähnen will ich, zum Dank gegen das liebevolle Bad, die gute Erinnerung immerhin nicht vergessen an den täglichen Genuss, den mir der auch mir mit Beigabe von Milch verordnete Gebrauch eines seiner Wasser verschafft hat. Von Ems ging es nun aber nicht wieder heim, sondern weiter nach Paris, zu welcher Reise, die über Köln und Brüssel ging, uns wieder der Grossvater abholte. Ich habe davon einige Bilder vom Rhein und aus den eben genannten Städten in der Erinnerung behalten, von dem ersten Anblick von Paris so wenig, dass ich nicht einmal mehr weiss, ob wir schon damals in Paris oder zunächst in dem benachbarten St. Germain en Laye stehen blieben, welcher letzterer Ort freilich allein, für

mich wenigstens, die eigentliche Schlussstation unserer Reise werden sollte.

Die Fortsetzung dieser Reise über Ems hinaus war nämlich durch die Absicht herbeigeführt, unsere Abwesenheit von Russland noch etwas zu verlängern und zugleich den Verwandten meiner Mutter in Frankreich einen Besuch abzustatten. Insbesondere galt er der Tante Sophie, Mama's jüngerer Schwester, die schon vor Jahren Russland verlassen hatte um zu ihren französischen Verwandten zu ziehen, und zur Zeit unserer hier besprochenen Reise ihrem Oheim <sup>24</sup> in Paris den nicht ganz einfachen Haushalt besorgte. Dieser mein Grossoheim, Antoine Cerclet, der etwas jüngere Bruder des Hamburger Grossvaters (oncle Antoine), war unverheirathet und hatte als *secrétaire perpétuel de la chambre des députés* seine Amtswohnung im palais Bourbon. Im Augenblick unserer Ankunft in Paris (Juli 1846) wohnten aber Cerclets auf dem Lande in Fourqueux, einer Art von Vorstadt des schon genannten Städtchen St. Germain. Hier erst machte unsere Reise auf jeden Fall Halt, und Paris kann von uns damals, wenn überhaupt, nur ganz flüchtig berührt worden sein. In St. Germain miethete sich auch meine Mutter nun für den Rest des Sommers ein (Rue des Ursulines) und gleichzeitig wurde ich als Interner in das Ancien collège de St. Germain gesteckt (es lag auf derselben Strasse) dessen Zögling ich nun fast zwei Jahre lang war, anfangs zumal unter den auf meinem damaligen Standpunkt für mich annehmbarsten Bedingungen. Denn zunächst waren mir häufige Ausgänge zum Besuch bei meiner Mutter und ihren Verwandten gestattet, womit mir, zu den Reizen des wunderhübsch gelegenen St. Germain hin- zu auch die des grossen blumen- und obstreichen Gartens in Four-

queux, er gehörte dem langjährigen Drucker der Revue des 2 mondes, Herrn Blan, und des kleineren der Mdme Dumoulin, der Wirthin meiner Mutter, eröffnet waren. Für den Winter zog meine Mutter mit Louise und Ernst nach Paris in eine kleine Wohnung auf der rue de Lille, dem Hotel der preussischen Gesandtschaft gegenüber, bis sie im Frühjahr 1847 mit den Geschwistern nach Petersburg heimkehrte, mich in der Obhut der Schule und der pariser Verwandten, vor Allem der Tante Sophie, zurücklassend. Paris lernte ich damals nur auf den Schülerurlauben kennen, die ich im Winter 1846/47 zum Besuch bei meiner Mutter, später bei der Tante und dem Grossoheim erhielt. 25 Meine Schule steht unter diesen Umständen begreiflicher Weise bis zum Frühjahr 1848, wo ich sie wieder verliess, im Mittelpunkt meiner Erinnerungen, so lieb mir damals auch Tante Sophie geworden ist. Verlassen habe ich sie um zur angegebenen Zeit bei der weiter unten anzugebenden Veranlassung zu meinen Eltern heimzukehren. Gewiss habe ich, der ich als entsetzlich schüchterner Knabe im Allgemeinen nirgends lieber als zu Hause war, gegen diese Heimkehr nichts gehabt, und doch weiss ich, dass mir der Abschied von meinem collège heisse Thränen gekostet hat. Auch habe ich andere als schöne Erinnerungen von den fast 2 Jahren, die ich in demselben zugebracht habe, kaum davongetragen, die schönsten von den Spielen mit meinen Kameraden. Hatte ich nur einmal die schon erwähnte Schüchternheit überwunden, so wurde ich immer dabei der lebhaftesten und mutigsten Einer. Ich muss auch annehmen, dass wir Spielgenossen alle viel der pädagogischen Weisheit unserer Aufseher zu verdanken gehabt haben, gewiss aber ist die ausserordentliche Gunst der Gelegenheit, deren wir uns sonst bei unseren Unternehmungen zu erfreuen hatten. Zwei, zwar durch hohe Mauern von der übrigen Welt

abgesperrte, aber in sich gewaltig ausgedehnte Höfe standen zu unserer Verfügung, von denen der eine ganz mit hohen Bäumen bedeckt war, der andere wie ein kleiner Exercierplatz aussah, indem er von einer Reihe kurzgehaltener Bäume umgeben war und einen grossen freien Mittelraum hatte, dessen Stattlichkeit immer noch sehr ansehnlich blieb ungeachtet der Miniaturgärtchen, die längs der Umfassungsmauer allen Liebhabern der Gärtnerei unter uns Schülern zur Pflege überlassen waren. Dieser Schüler waren es insgesamt gegen 90, wovon nur ein geringer Bruchteil aus Stadtschülern bestand, der weit überwiegende Rest gleich mir Interne waren, so gut wie sämtlich Franzosen, denn die wenigen Deutschen darunter<sup>3/6</sup> waren ausnahmslos Elsässer, und dass Engländer darunter nicht fehlten weiss ich mich eben nur noch zu erinnern, sodass ihre Zahl jedenfalls nur eine ganz minime gewesen sein kann. Mitten zwischen den schon erwähnten beiden Höfen stand das Schulgebäude, ein altes Kloster von stattlicher Architectur, das uns in seiner damaligen Zurichtung helle und geräumige Classen bot und für uns Interne einen hochgewölbten, saalartigen mit sehr grossen Fenstern versehenen Schlafräum. Ausserdem befand sich ein grosser Speisesaal (réfectoire) und eine Art Aula darin, in welcher Festacte, insbesondere Preisverteilungen, stattfanden, und die Wohnung des Directors Herrn Ledieu. Seiner jungen fast beständig bettlägerigen Frau wurden wir Schüler kaum jemals ansichtig, und sie schwebt mir nur noch schattenhaft als eine ungewöhnlich anmuthige, sanfte und bleiche Leidensgestalt vor. Ihr nettes Söhnchen war auch nur eben der Kinderstube entwachsen. Wie viel von der Lehrerschaft im Schulgebäude etwa noch weiter untergebracht

war, ist mir nicht mehr erinnerlich. Auch von den sogenannten Pions, die mit uns schliefen, ist es nur noch einer. Vom Dienstpersonal des Instituts weiss ich nur noch von Mademoiselle Victorine etwas, die uns unsere Wäsche besorgte. Unsere Kost muss gut und zweckmässig gewesen sein, auch sie wenigstens giebt noch ein paar Lichtpunkte zu meinen damaligen Erinnerungen ab, worunter ich das tägliche Brot im eigentlichen Sinne und die sonntäglichen Gigots de mouton oder de veau mit weissen Bohnen oder dgl. als Zugemüse hervorhebe. Ausser der nicht seltenen Kürbissuppe möchte es der daneben auftretenden Schatten überhaupt noch weniger geben. Wenn ich in der Fleischkost weniger heikel wäre und unter den Theilen des Thierleibs, denen gemeinhin Geniessbarkeit zuerkannt wird, nicht so manche weniger hoch schätzte. Das Schulareal verliessen wir, von seltenen Urlaubsfällen für Einzelne abgesehen, nie ausser zum sonn- oder festtäglichen Kirchgange und zu Schulspaziergängen. Der Kirchgang ging für das Häuflein Akatholiken unter uns in den anglikanischen sogen. "Tempel", da für weitere confessionelle Differenzierung die Gelegenheiten am Ort fehlten, wobei ich, wie sich aus früheren Angaben ergibt, noch nicht der unechtste "Anglicane" im Häuflein war. Das regelmässige Ziel unserer Schulspaziergänge war Sonntags und am Donnerstag der herrliche Wald von St. Germain, in dem sich unsere Reihen jedesmal von einem gewissen Termin ab zu vollkommen freier Zerstreung auflösen durften, um auf einen geregelten Appell wieder zusammenzutreten. Ein paar Mal erweiterten sich diese Spaziergänge zu Schulpartien, die bis Pontoise und Versailles gingen.

Zu allen diesen Ausgängen wurden wir in eine Uniform gesteckt, die jedoch zum Glück nicht immer voll anzulegen war. Der Cylinder wenigstens, aus dem sie bei uns bestand, und der uns die mit militärischen Käppis sich der Welt zeigenden Zöglinge einer in St. Germain noch bestehenden und sich nach dem Namen ihres Directors Durand bezeichnenden Zwillingsanstalt beneiden liess, war dem Kirchgang und sonst besonderen festlichen Gelegenheiten vorbehalten. Weniger bekümmerte uns dagegen der blaue Frack mit gelben Messingknöpfen, auf denen ein Lorbeerkranz mit der schon erwähnten officiellen Denomination unserer Schule als Umschrift aufgebracht war, auch im Hinblick auf die Durands, die ebenso gut wie wir, sich ihren geschlossenen Waffenrock für die auch von ihnen ohne Zweifel vorgezogenen häuslichen blauen Blousen gefallen lassen mussten. Ernster als die Unleidlichkeit jenes Cylinders war aber ein anderes Stück anhaltender Spannung mit der Schulpdisciplin, in der ich verharrte. Als Langschläfer war ich wie es scheint nicht nur als Petersburger in St. Germain eingezogen, auch individuelle Anlage wird im Spiele gewesen sein. Wenigstens blieb mir die Wöthigung im Winter um 6 und im Sommer um 5 aufzustehen eine unüberwindliche, am Tage meines Abzugs von St. Germain nicht im Geringsten weniger als wie am den meines Einzugs daselbst empfundene empfindliche Plage, die mir denn auch für meine Lebensgewohnheiten leider gänzlich unfruchtbar geblieben ist, und nur das Alter über meine Schlafeucht am Morgen Herr zu werden vermochte. Geschadet hat mir eben besagte Plage auch nicht. Denn in St. Germain bin ich im eigentlichsten Sinne des Wortes erst gediehen. Ja das glänzend rosige Licht, in dem mir alle meine dortigen Erinnerungen stehen, weiss ich schliesslich nicht besser abzu-



NL 53 Franz Overbeck A 269



leiten, als aus der Consolidirung, welche dort meine Gesundheit erfahren hat. Auf die Heimreise gab mir Herr Ledieu einen Brief an meine Mutter mit, in welchem er aussprach, sie habe ihm ein scheues Lämmlein übergeben, er schicke ihr ein lebensstrotzendes Füllen zurück. In der That habe ich damals die allzufrühe Gebrechlichkeit meiner ersten Knabenjahre gegen die niemals robust gewordene doch bei aller Zartheit merkwürdig stetige Gesundheit eingetauscht, deren ich mich etwa vom 10ten bis etwas über das 50. Lebensjahr hinaus erfreut habe. Hätte ich nicht immer wieder die flüchtigen Indispositionen zu überwinden gehabt, denen mich eine leicht zu reizende Neigung zu Fieber und vor Allem die geringe Widerstandskraft meines Verdauungsapparats aussetzte, so würde ich in den bezeichneten Jahren es kaum je nur zum Gefühl der Krankheit gebracht haben. Acute Krankheiten haben mich in dieser Zeit vollkommen verschont und gefährliche Epidemien mannigfacher Art, die mir im Leben zu Zeiten sehr nahe gerückt sind, (Cholera, Typhus, Influenza) haben mich bis jetzt überhaupt unangefochten gelassen. Damit hätte ich denn einen sicherlich gewichtigen, von meiner Schulzeit in Frankreich davongetragenen Fortschritt festgestellt, was habe ich aber - um endlich auf die Hauptsache zu kommen - damals gelernt? Leichter beantwortet sich die Frage, die ich darum auch vorweg nehmen will, was habe ich damals verlernt? Zunächst so gut wie vollkommen das Bischen Russisch, das ich nach St. Germain mitgebracht hatte. Dieser Verlust ergab sich von selbst, aber auch ein anderer erwies sich, obwohl ihm vorgebaut werden sollte und konnte, als ziemlich unabwendbar. Gelegenheit zu facultativen Unterricht sowohl im Deutschen

als auch im Englischen war in meinem Collège geboten. Ein paar Mal in der Woche stellten sich besondere Lehrer aus Paris dazu ein, Herr Bock für das Deutsche, Mr. Clarke für das Englische. Ob die Betheiligung an ihrem Angebot, so unzweifelhaft sie bei dem Engländer die ansehnlichere war, auch nur in seinem Falle die Bildung einer Mehrheit von Classen gestattete, ist mir entfallen. Beim Deutschen bestand die Möglichkeit dazu auf jeden Fall nicht, und unter den 6 oder 7 Theilnehmern an seiner einzigen Lehrstunde steckte ich 10jähriger Klippschüler z.B. mit einem dicken Elsässer zusammen, der, überhaupt wohl der älteste meiner damaligen Mitschüler, jedenfalls etwa noch einmal so alt wie ich war. Meine ohnehin vorhandene Rückständigkeit in beiden Classen brauche ich aber nach allem was sich aus meinen schon vorausgeschickten Angaben über den elementaren Stand meiner englischen und auch meiner deutschen Sprachkenntnisse ergibt, nicht weiter zu entwickeln. Was die Person der Lehrer betrifft, so sticht aus meinen Erinnerungen an sie vor Allem der Contrast des Eindrucks der Correktheit und der Prosperität, den der Engländer durch Erscheinung und Benehmen hinterliess, im Verhältnis zu dem der Verkommenheit beim armen Deutschen hervor. Sein Bild ist mir <sup>yo</sup> denn auch stets ungleich lebhafter gegenwärtig geblieben als das seines englischen Collegen; nicht nur seine gutmüthige, gerötete Physionomie, sein stark ergrauter Lockenkopf und seine untersetzte und etwas gedunsene Gestalt, sondern, nicht ohne sein Zuthun, auch etwas von seinem Schicksal. Denn als mir, wenn auch erst ein oder zwei Jahre nachdem ich Herrn Bock's Unterricht wieder entrückt war, doch immer noch als halbwüchsigen Knaben, die Kunde zukam, dass er durch Selbstmord geendet, war ich gewissermassen darauf vor-

bereitet. Und zwar nicht etwa nur durch den schon erwähnten Vorgänger, den er mit solchem Ende unter meinen Lehrern seltsamer Weise schon gefunden hatte. Oft genug hatte der unglückliche Mann seine kleine Classe in St. Germain von den widerwärtigkeiten seines Lebens unterhalten, die ihn als deutschen Sprachlehrer nach Paris verschlagen und ihn die Misère dieses Looses in aussichtslosem Kampf mit gemeinster Lebensnoth fortwährend erfahren liessen. Und noch auf verborgeneren Wegen liess er sein Missgeschick in den Gang seines Unterrichts eingreifen. Er gab uns Werthers Leiden zur Classenlectüre, und hat wenigstens bei mir mit dieser Wahl einen wenn auch nicht abgesehenen, doch höchst nachhaltigen Erfolg erreicht. Zwar waren die letzten Seiten des Goetheschen Werks die einzigen, zu denen ich fürs nächste überhaupt Beziehung fand und mit denen ich mich allein damals ernstlich und auch zur Unzeit beschäftigt zu haben mich noch erinnere, blieb mir auch natürlich völlig unverständlich was etwa meinen Lehrer daran interessiren mochte. Nur dass es, was sein sonstiges und **allgemeines** Interesse für das Buch betraf, leider nicht bei der nicht minder vollständigen Unfasslichkeit, die es für mich hatte, bewenden blieb, sondern in mir selbst von der Lectüre eine so grauenvolle Vorstellung von Langweiligkeit sich festsetzte, dass es bis in das 3. Jahrzehnt meines Lebens hineinwährte, bevor ich mich entschloss den Werther wieder in die Hand zu nehmen und nun freilich damit die glänzendste Niederlage eines gefassten Vorurtheils erlebte, von der ich an mir selbst überhaupt Erfahrung gemacht habe. Kurz, man nehme zu Allen diesen Andeutungen über die Unzulänglichkeit des in fremden Sprachen in St. Germain zu erhal-

tenden Unterrichts den nahezu vollständigen Ausfall der Gelegenheiten hinzu, die ich bis dahin gehabt hatte, mich im Verkehr mit Altersgenossen im Deutschen und im Englischen zu üben, und ich brauche nichts weiter davon zu sagen, dass ich auch meiner deutschen und zumal englischen Anfänge nach etwa 2 Jahren ungefähr vollständig verlustig gegangen war. Im Deutschen insbesondere hatte mein Vater noch nachhelfen wollen, indem er mich auf die damals in Leipzig aufblühende Illustrierte Zeitung abonnierte, mit wie unscheinbarem Erfolge lässt sich auch denken. Was lernte ich nun aber in St. Germain zu dem dahin Mitgebrachten hinzu? Ohne Zweifel etwas, denn ich habe selbst nicht die Erinnerung an besonderen, mir durch das Lernen dort bereiteten Kummer, galt auch für einen guten Schüler und trug als solcher meinen Theil nicht nur an den landesüblichen Bons points +) davon, sondern auch an den Büchern und Lorbeerkränzen der, ich weiss nicht mehr ob jährlichen oder halbjährlichen Distribution <sup>42</sup> des prix. Französisch und Lateinisch werden auch das Gebiet meiner Fortschritte gewesen sein, denn dies waren die Gegen-

- 
- +)
- Aus der Menge, deren Besitzer ich wurde, habe ich noch einige behalten. Es sind kleine etwa 4 cm hohe auf 6 cm breite Zettelchen, denen verschiedene auf Wissenschaft und Kunst bezügliche Embleme aufgedruckt sind. Ihren verschiedenen Werth lässt ausser der Farbe des Aufdrucks, auch noch eine vom ausstellenden Lehrer handschriftlich nachgetragene decadisch abgerundete Zahl erkennen. Diese Zahl insbesondere machte diese Zettelchen zu Anweisungen oder Ablasszetteln, die bei unseren Strafarbeiten verwendbar waren, soweit diese Arbeiten aus Abschreiben einer je nach den

stände, die den Lehrplan des Unterrichts ungefähr ausfüllten, und Elemente auch des Lateinischen brachte ich schon mit. Doch wie es immer auch mit diesen gelehrten "Errungenschaften" meiner Schulzeit in St. Germain stehen mag, nicht an ihnen hängen meine liebtesten Erinnerungen daran, +) und jedenfalls hat mich um jene

---

Schulvergehen wechselnden Anzahl von Zeilen irgend eines Textes bestanden. Davon waren nun vermitteltst jener den Bons points angemerkten Zahl entsprechende Abzüge möglich.

- +)
- An meine damaligen Lehrer habe ich nur freundliche und dankbare Erinnerungen behalten doch darunter Namen nur für zwei von ihnen, den schon genannten des Directors zunächst, von dem ich noch jetzt ausser dem deutlichsten Bilde seiner Erscheinung den lebhaften Eindruck seiner Strenge und eine fast joviale Güte verbindenden Persönlichkeit habe. An meinen Aufenthalt in collège knüpfte sich ein nur kurzer Briefwechsel meiner Eltern mit Herrn Ledieu und man hatte sich längst gegenseitig ganz aus den Augen verloren als ich mit der überraschenden Aussicht auf ein Wiedersehen eine schwer empfundene Enttäuschung erlebte. Es mochte 10 Jahr und darüber her sein, seit meinem Abschied von St. Germain, als wir zu Hause/<sup>eines Tages</sup> in Dresden in der Fremdenliste des Städtischen Anzeigers auf den Namen meines einstigen Schuldirectors stiessen. Seine dortige Anwesenheit ist uns nachträglich bestätigt worden, doch eilte ich vergebens in seine Herberge (die 3 Palmzweige auf dem Königsplatze), von der er sieben wieder abgereist war. Sonst weiss ich nur noch Herrn Dedain zu nennen mit Erinnerungen ganz ähnlichen Characters wie bei Herrn Ledieu, nur dass mir seine Physiognomie mit ihren Pockennarben noch etwas deutlicher vorschwebt.

noch mögliche Abschätzung der Verdienste der Anstalt, deren Zögling ich dort war, um mich in der Förderung meiner Kenntnisse die Veranlassung meines Abschieds von ihr gebracht. Denn das ist lediglich eine weit über mich hinausgreifende historische Catastrophe gewesen, die Februarrevolution. In Petersburg waren die Folgen des Ereignisses, und zwar nicht nur um seiner Ferne willen, doch zu unabsehbar, als dass meine Eltern meinetwegen hätten ruhig bleiben können und so riefen sie mich denn zurück und ich verliess St. Germain Ende April 1848. Der Hamburger Grossvater holte mich ab und brachte mich zunächst nach Paris, das nach Zerstörung der Eisenbahnbrücke von Asnières schon nicht mehr auf normalem Wege zu erreichen war. Hier nahm ich von den Verwandten Abschied. Der Oncle Antoine hatte, nachdem er noch in den Februartagen Gelegenheit gehabt, die Herzogin von Orleans bei ihrem Erscheinen in der Deputirtenkammer mit ihrem Sohne, dem Grafen von Paris und ihrer Bedrohung durch die in den Saal gedrunghenen revoltirenden Massen hinauszuleiten und in Sicherheit zu bringen,<sup>4</sup> inzwischen seine Staatsanstellung verloren, und ich sah ihn, da er den Zusammenbruch seiner Carrière überhaupt nur wenig überlebte.<sup>+</sup>

---

Von meinen Mitschülern sind mir nur die Namen Arondele, Roussel und Hoch erinnerlich, der zuletzt genannte, vielleicht nur wegen seines Zusammenschwindens zu einer Interjection in unserem Verkehr und wegen der Schulneckereien, denen sein Inhaber, ein zu-  
entsprechend  
dem /pausbackiger und ébahi aussehender Elsässer, ausgesetzt war.

+ ) Er starb in Paris am 23. Aug. 1849.

Aus alten Papieren, die ich soeben (Juli 1899) von Tante Sophie erhalte, entnehme ich, dass der Grossvater Antoine Cerclet noch

nicht wieder, die Tante Sophie erst Jahre später in Dresden. Meine bis dahin nur bei den oben S. 34 f. bezeichneten Gelegenheiten gewonnenen und demgemäss nur spärlichen Eindrücke von Paris vervollständigte was ich jetzt von den Verwüstungen der kurz vorhergegangenen Barricadentage zu sehen bekam: in einzelnen Strassen das noch aufgerissene Pflaster, auf den Boulevards viele gefällte Bäume, die Trümmer der in Brand gesteckten Blockhäuser der Municipalgarde, an vielen Häusern noch die Spuren der Strassen-Gefechte, an den Tuileries die Zertrümmerungen in den besonders von der rue de Rivoli aus sichtbaren Küchenräumen im Erdgeschoss. +) Mit diesem Abschiedsbilde von Paris hatte ich 44

---

in Petersburg geboren (1796), doch schon in jungen Jahren mit seiner Mutter nach Frankreich zurückgekehrt war, wo er am 16. Juli 1817 in Paris als bachelier en droit promovierte. Später betheiligte er sich an den Anfängen des St. Simonismus, doch neigte er zur Zeit, da ich als Knabe sein und der Tante Sophie Gast war, sei es in der Amtswohnung im Palais Bourbon oder auf dem schon oben S. 34 erwähnten Sommersitze in Fourqueux, dem Ultramontanismus zu. Jenen St. Simonist~~ischen~~ Anfängen danke ich es, dass wenigstens der Name des Père Enfantin mir damals zu Ohren gekommen ist, den ultramontanen Beziehungen <sup>es</sup> mein Grossonkels dagegen, dass der schöne Abbé Laine, später als Almosenier oder Reichtvater der Kaiserin Eugenie bekannt, mir noch vorschwebt.

+)) Ueber die hohen Mauern unseres Schulfriedens in St. Germain hatte der Lärm dieser Tage natürlich nur in einzelnen Nachhallen dringen können. Doch sahen wir Schüler mit Spannung sich die Ausgänge unseres Directors in seiner Nationalgardistenuniform häufen.



mich besonders auseinander zu setzen als ich die Stadt nach 48 Jahren zum ersten Mal wieder sah (Frühjahr 1896). Denn was ich sonst bis zu diesem Abschied bei den schon oben S. 34 f. bezeichneten Gelegenheiten in Paris von der Stadt kennen gelernt hatte, hat mir nur spärliche und meist weniger festsitzende Erinnerungen zurücklassen können.+) Auffallend spurlos ist aber auch wenigstens der Anfang der Ende April 1848 angetretenen Heimreise in meinem Gedächtnis geblieben. Dieser Anfang ging in Begleitung meines Grossvaters die Travemünde vor sich. Selbst an einen kurzen dabei gemachten Aufenthalt in Hamburg habe ich fast keine und nur ganz dämmerige Erinnerungen, obwohl ich damals schon in meinem 11. Jahre stand. In Travemünde aber brachte mich der Grossvater auf das Schiff, das mich bis Petersburg weiter zu befördern hatte. Es wird eines der ersten des Sommercourses dieser Linie im Jahre 1848 gewesen und muthmaesslich Anfang Mai abgegangen sein. Bei der Abfahrt empfahl mich der Grossvater ausser dem Capitän noch einem sich zufällig unter den Passagieren befindenden und mit meinem Vater bekannten Petersburger Handelsmanne, Herrn John Meyer, dessen ich in einer späteren Periode dieser Erzählung wieder zu gedenken haben werde, zur besonderen Beaufsichtigung auf dem Schiffe. Auch von dieser glatt verlaufenen Fahrt wusste ich kaum

---

Auch unser Stundenplan gerieth in einiges Wanken und gestattete so unserem Revolutionsspielen nur um so besseren Raum, bei welchen wir Schüler mit rothen Fähnchen und unter dem Gesang der Marseillaise unsere Höfe umzogen.

+ ) Doch sind mir von den Persönlichkeiten, die beim oncle Antoine verkehrten und deren ich zwischen Thür und Angel etwa ansichtig

noch etwas zu berichten, ausser dass ich wieder seekrank war, hätte nicht die letzte Stunde noch eine besondere Verwicklung mit sich gebracht, an die ich allerdings eine lebhaftere Erinnerung zurück behalten habe. Schon in Kronstadt war das Hauptschiff unserer Linie zur Einfahrt in die Newa gegen einen kleineren Dampfer zu vertauschen gewesen, noch hatte mir dieser Uebergang weiter keine Sorge gemacht, von der ich noch etwas zu sagen wüsste. Anders die mir zur Zeit noch ebenso unfasslichen als empfindlichen Hindernisse, die sich bei der Landung in Petersburg der nach zweijähriger Trennung ersehnten Wiedervereinigung mit meinem Vater in den Weg stellten. Diese Landung fand am damaligen "Englischen Quai" statt, jeder Verkehr zwischen den landenden Reisenden und dem Ufer war aber polizeilich bis zu Erledigung der solennen Zoll- und Passformalitäten abgesperrt. Es half mir also nichts, dass mein Vater unter dem zahlreichen zum Empfang des ankommenden Schiffs am Quai versammelten Publikum stand und es uns auch bald gelungen war in einen Verkehr aus der Ferne zu treten. Zunächst hatte ich mich mit diesen zu begnügen und mich so gut es ging erst durch die Mysterien jener Formalitäten durchzuarbeiten bis ich den Strand betreten und mich in die Arme meines Vaters stürzen konnte. Bald darauf war ich zu Hause und sah Mutter und Geschwister wieder.

Die Verhältnisse, in die ich nun nach zweijähriger Abwesenheit zurückkehrte hatten inzwischen keine wesentliche Ver-

---

wurde, auch ausser dem Abbé Laine noch ein paar Namen im Gedächtniss haften geblieben, zum Theil mit einer Figur dazu (Cherbuliez, de Joly, Guérin, Clapeyron, Frölicher).

Änderungen erfahren. Nur dass ich unseren in der Fremde ohnehin so beschränkten örtlichen Familienkreis ungefähr auf das Elternhaus zusammengeschmolzen wieder fand. Die Grossmutter war neuerdings ihrer Tochter nach Kaluga weit ins Innere von 46  
Russland nachgezogen, wo die Tante Marie damals Erzieherin im Hause des Gouverneurs der Stadt, eines Herrn Smirnoff, war, so dass der Onkel Louis der einzige Verwandte war, den wir noch in Petersburg hatten. Erst im nächsten Winter wuchs unserem engsten häuslichen Kreise durch die Geburt meiner Schwester Mathilde 25.Dec. (7.Jan.) 1848 (9) ein neues Glied zu. Wenige Wochen nach meiner Heimkehr zogen wir für die kurze Sommerzeit wieder nach der Tschornaja Rjaschka auf's Land (s.oben S.29), doch jetzt in grössere Nähe des sogen. Forstcorps (Ljasnoi Corpus) und damit in eine besonders um grösserer Trockenheit des Bodens willen viel gesündere Gegend als früher. Ein Wechsel, der sich damals als besonders zeitgemäss erwies, da wir hier die arge Choleraepidemie erlebten, die in jenem Sommer Petersburg heimsuchte und in ihren schlimmsten Wochen täglich an 1000 Menschen in der Stadt dahinflachte. Unserm Hause machte sich die Seuche unmittelbar kaum weiter bemerklich als durch die strenge Diät, der es mit der Allgemeinheit sich zu unterwerfen hatte. Doch starb ein armer Kutscher, der mit seiner kleinen Familie in einem Stallgebäude des Hofes, in dem auch unser Landhaus stand, wohnte, und ich sehe noch seinen hellen, nur eben auf das bescheidenste zusammengemauerten Sarg, auf das formloseste auf einen Karren (Teljega) geladen, zum Hofe hinausfahren, von der heulend dahinter taumelnden jungen Wittwe begleitet. Aber auch die zahlreichen geist-

lichen Umgänge, welche unter Führung von Popen in ihren Amtsgewändern und von Fackeln begleitet zur Beschwörung der Seuche die Strassen durchzogen, haben auch mir die Erinnerung daran eingeprägt. Sonst knüpfen sich die lebhaftesten Eindrücke, die mir von diesem ersten wieder in Russland verlebten Sommer zurückgeblieben sind, soweit sie nicht aus dem Elternhause für mich hervorgingen, abermals an die Freuden, die das Landleben bot und die jetzt namentlich der Verkehr auf dem reizenden Landsitz des damaligen Chefs des Englischen Magazins (Rob. Colquhoun) im Forstcorps (Villa Lanskoj) steigerte. +) Dagegen bereitet mir die Wiederanknüpfung des Fadens meiner Schulerinnerungen an dieser Stelle einige Schwierigkeiten, insofern ich nicht mehr sicher weiss, ob die Beziehungen zur neuen Schule, der meine fernere Ausbildung anvertraut wurde, sich schon sofort nach meiner Rückkehr nach Russland bildeten, oder - was mir als das weniger Wahrscheinliche vorschwebt - erst im Herbst nach der Rückkehr in die Stadt. Wie dem auch gewesen sein mag, diese neue Schule war die der lutherischen Annenkirche, die dritte Schule, welcher neben der ebenfalls lutherischen Petrikirchenschule und der schon früher erwähnten reformierten, damals die Söhne der in Petersburg niedergelassenen protestantischen Deutschen übergeben zu werden

---

+) Vom abenteuerlichen Colquhounschen Hause, der schönen Hausfrau, einer geschiedenen Bravura und ihren Kindern aus erster Ehe (der Tochter Lavinia und den Söhnen Alexander, Eugen und Léon) hätte ich noch manches zu erzählen, wenn ich es hier überhaupt auf eine Sammlung meiner Lebenserinnerungen absähe.

pflegten. Director der Annenschule war zur Zeit ein Sachse, Herrmann Wiedemann, als Nachfolger seines Schwiegervaters Erichsen, und auch die übrige Lehrerschaft setzte sich mit Ausnahme der mit dem französischen und russischen Sprachunterricht und dem Unterricht in russischer Geschichte betrauten Persönlichkeiten, aus lauter Deutschen zusammen, Ostseeprovinzlern grossentheils aber auch, um in heutiger Sprechweise zu reden, Reichsdeutschen. Und in einer ähnlichen Proportion war auch unter uns Schülern neben dem deutschen das russische Element vertreten. Gleich den meisten dieser Schüler war auch ich Interner und gehörte als solcher zu den 4 oder 5 in der Familie des Directors untergebrachten Pensionären, der seine Wohnung in der auf der Liteinaja gelegenen Schule hatte. Nur allsonnabendlich brachte mich eine "Droschke" nach etwa halbstündiger Fahrt zum Sonntag nach Hause. Von meinen damaligen Schulerinnerungen will ich nur der Mittwoch Abende gedenken, an denen Herr Dittmann, bei dem wir deutsche Stunden hatten, uns zu einer Erzählung um sich zu versammeln pflegte und mich jedenfalls zu den gespanntesten Zuhörern und dankbarsten Bewunderern seiner Kunst zählen durfte. Ueberhaupt muss ich was ich durch Unterricht und den Verkehr mit Kameraden an Fertigkeit im Gebrauch des Deutschen wieder erlangte und zum früheren Besitz darin dazu erwarb als die für mich werthvollste Förderung durch die Annenschule betrachten. +) Wie es

---

+ ) Einen Dienst von gleicher Bedeutsamkeit wie das Collège von St. Germain (s.oben S.33) ist sie mir zu erweisen jedenfalls nicht in der Lage gewesen.

bis dahin mit dieser Fertigkeit stand, habe ich schon oben besonders S.39 f. anzudeuten Anlass gehabt. Sie zu erwerben war so lange die wichtigste mir gebotene regelmässige Gelegenheit der Verkehr mit der Grossmutter gewesen, der ausser ihrem Deutschen, und zwar in ursprünglichster Frankfurter Mundart, nur Englisch geläufig war. +) Nur mit dürftigen Trümmern des Wenigen, was ich vornehmlich auf diesem Wege erlernt hatte, war ich, wie schon gesagt, neuerdings aus Frankreich zurückgekehrt. Die Grossmutter fand ich aber bei dieser Rückkehr in Petersburg nicht mehr vor - sie war kurz vorher weit ins Innere von Russland in die Nähe ihrer Tochter Maria nach Kaluga gezogen und ich sollte sie überhaupt nur während des kurzen Aufenthalts, den sie bei ihrer Uebersiedelung nach Wiesbaden im Jahre 1851 bei uns in Dresden machte, wieder sehen. - umso rechtzeitiger für die Erhaltung meines Deutschen trat denn die Annenschule jetzt ein. Dagegen hat sie mit dem in ihr natürlich obligatorischen Unterricht im Russischen was ich von meiner Kenntniss dieser Sprache neuerdings (in Frankreich) wieder verloren hatte mir nur überflüssiger Weise zu ersetzen unternommen. Denn auch die Annenschule ist für mich nur ein kaum zweijähriges Provisorium gewesen, da ich im Frühsom-

---

+ ) Diese hatte sie in einem mit ihrem 29. Lebensjahre beginnenden fast 10jährigen Aufenthalt in England gelernt. Merkwürdigerweise vergass sie es kurz vor ihrem Tode ganz während sie die geringe von ihr nie gepflegte Kenntnis des Französischen, die sie schon aus früherer Jugend besass, behielt. (S. die Aufzeichnungen der Tante Marie von 1880 ff I II S.31.

Immer 1850 Petersburg wieder verliess, damit aber das Land meiner Geburt diesmal endgültig. Minderjährig aber wie ich war und, auch hiervon abgesehen, die mindestens in der Fremdencolonie Petersburgs damals allgemeine Ahnungslosigkeit in Hinsicht auf das Vorgenoth der russischen Litteratur nur theilend, habe ich später nicht mehr daran gedacht das Russische, das ich beim Abschied von Russland noch mitnahm, gegen die Gewalt der Umstände vor so gut wie gänzlicher Vergessenheit zu bewahren.

Hier geschlossen gegen Mitte Juli.

• 20. Oct. 99 49

Erst nach etwas mehr als dreimonat. Unterbrechung kehre ich zu meiner Erzählung zurück. Den nächsten Anlass zum Abbruch bot der Sommeraufenthalt in den Alpen mit Frau und Nichte Jenni vom 14. Juli bis zum 11. Aug. Dann fand ich die mir vom Nietzsche-Archiv in Weimar zugestellten Nachberichte zum 8. Bande der neuesten eben erschienenen Gesamtausgabe der Werke Nietzsche's vor. Ihre Durchsicht veranlasste einen Briefwechsel mit jenem Archiv (Dr. A. Seidl) der nun meinem Nietzsche-Archiv einverleibt ist. Noch weit länger nahm mich aber die Befassung mit den schon oben S.19 erwähnten Lebenserinnerungen der Tante Marie, von denen mir einige mir bisner unbekannt Stücke durch Ernst bei unserer Zusammenkunft in Frankfurt a/M. am 14. Aug. übergeben wurde, ein anderes Stück am 25. September darauf, von noch einem anderen wenigstens die Kunde durch eine briefliche Mittheilung Camilla vor 3

Tagen (17.d.M.) zukam. Insbesondere diese nur durch zufällige Umstände herbeigeführte und sonst ebenso unliebsame als Überflüssige Allmählichkeit mit der ich in Besitz des ganzen Bestandes besagter Erinnerungen oder doch zu vollständiger Uebersicht über diesen Bestand gekommen bin, haben die Beschäftigung damit für mich so complicirt gemacht und mir selbst heute nur vorläufig damit fertig zu werden gestattet. +) Zu guter Letzt kam noch zur Unterbrechung der vorliegenden selbstbiographischen Aufzeichnung unsere (Idas und meine) viertägige Abwesenheit von Basel in Mannheim und Heidelberg zur Feier der Hochzeit der Tochter meines lieben Rohde (13.-16.Oct.) hinzu. Nun fahre ich wieder fort.

Im Mai 1850 verliess ich mit meiner Mutter und meinen jetzt drei Geschwistern, wiederum von einer Kindermagd, dieses Mal eine Finnin (Susanna) begleitet, Russland aufs Neue und nun für immer. Mein Vater hat Petersburg während seines mehr als 30jährigen Aufenthalts daselbst wohl nie mit einer anderen Absicht bezohnt als Russland alsbald nach Erwerbung eines seinem vermässigen Sinn genügend erscheinenden Vermögens zu verlassen. Verschiedenes drangte ihn 1850 dazu den eigenen Abschied wenigstens durch Trennung von seiner Familie vorzubereiten. Vor Allem die Gesundheit Mama's, welche auch ihre erste Reise ins Ausland vor ausserordentlicher Hinfälligkeit dauernd zu schützen nicht vermocht hatte. Aber auch meine zweijährige Abwesenheit von Petersburg hatte keine meinen Eltern genügende Kräftigung seiner Consti-

---

+)  
+) Das vorläufige Resultat ist in einem besonderen vom 5. Sept. bis zum 20. Oct. niedergeschriebenen Hefte niedergelegt.



tation zu Stande gebracht, und noch mehr schien der Stand meiner Erziehung längere Verzögerung der Ausführung des allgemeinen Entschlusses uns Kinder überhaupt nicht in Russland heranwachsen zu lassen zu widerrathen. +) Denn was mich insbesondere anbetraf, so hatten es alle an meiner Art gemachten Beobachtungen und mit meinen Schulfortschritten gemachten Erfahrungen nun für meine Eltern zu beschlossener Sache gemacht, dass ich studieren sollte, und damit ergab sich für sie auch Deutschland von selbst als das Ziel unserer Auswanderung. ++) Dazu kam, dass auch unser französischer Grossvater in Hamburg zur selben Zeit sich's besonders 57 angelegen sein liess meinen Eltern zur Uebersiedelung nach Deutschland zuzusprechen. +++) So kam es, dass während meine Mutter noch im März 1850 vom ganzen Plan als einem im Familienrath noch deliberirten schreiben konnte sie doch schon im darauffolgenden Mai mit der schon angegebenen Reisebegleitung zu seiner Ausführung wiederum wie schon vor 4 Jahren auf einem nach Travemünde bestimmten Dampfer davon fuhr. Und wie damals ging es nach der Landung zunächst auf wenige Wochen zum Grossvater nach

---

+) Vgl. über die hier einschlagenden Ueberlegungen meiner Eltern im Anfang ds. J. 1850 Mama's Brief an Tante Marie vom 16. März (a. St.) 1850.

++) "Mais comme il (notre Franzinka) apprend facilement notre projet est tant que nous le pourrons de lui faire faire de bonnes et sérieuses études et si nous allons en Allemagne il sera à la source, pour pouvoir dans deux ou trois ans d'après l'avis de ses professeurs embrasser plus spécialement pour la carrière à

NL 53 Franz Overbeck A 269



Hamburg, dann aber und zwar nach ungeahnt endgültigem Abschied - denn ihn raffte noch im nächsten August (19.) die Cholera dahin - nach Dresden, wo nun das neue, noch heute nicht ganz abgebrochene Zelt unserer Familie auf deutschem Boden aufgeschlagen wurde. Die Wahl des Orts war zufällig genug zu Stande gekommen, nach dem uns keinerlei natürliche Beziehungen ausser denen, die uns an Deutschland ketteten, zogen. Mein Petersburger Schuldirec- tor war, wie gesagt, Sachse, wusste mit manchem anderen das Schön- ste von den Reizen der Hauptstadt seiner Heimath, ihrem milden Klima, ihren guten Schulen zu erzählen, und sagte Empfehlungen an dort hausende Sippen zu. Auch unser Hausarzt kannte den Ort und empfahl ihn aufs Lebhafteste. Auch er unterhielt noch sätsamerweise Beziehungen zu Schwiegereltern, obwohl die Ehe, die sie geknüpft hatte, durch Scheidung schon gelöst war, wie denn auch sein Schwa- ger darüber hinaus ihm als Assistent treu geblieben und als sol- cher auch uns wohl bekannt war. Durch diese Vermittelung wurden die Häuser des Archidiaconus an der Kreuzkirche C. Böttger und des emerit. bad. Kammerherrn und einst - wenn auch schon damals kaum noch - vielgelesenen Novellisten C. von Wachsmann die ersten, zu denen wir am neuen Wohnort in Beziehung traten. Der 53/ eigentliche Einzug in diesen Wohnort freilich fand nicht unter den günstigsten Aspecten statt. Wir kehrten nämlich im Rothen Hirschen an der Ecke der damaligen äusseren Pirnaischen Strasse und der Neuen

---

laquelle il se destinera l'étude qui sera nécessaire voilà

*2* *quel* (qu'elle) a toujours été notre but pour Franzinka" schreibt Mama

+++)) unter andern im angeführten Briefe S. 3.

S. Mama's schon angef. Bf. S. 2.

Gasse ein. Die Wahl der Herberge war durch die Empfehlung unseres Hausarztes in Petersburg veranlasst, diese Empfehlung ging aber auf etwas weit zurückliegende Erinnerungen zurück. Auch dauerte es gar nicht mehr lange und Dresden war so weit Grosstadt geworden um sich seines rothen Hirschen zu schämen und Braune's Hotel daraus werden zu lassen, damals indessen fanden wir keinerlei Anlass gegen das etwas provinzielle Schild unseres Quartiers Bedenken zu hegen. In der Hauptsache hatten wir es auch nur mit einem grossen Theil der Benz'schen Circustruppe die gerade die Stadt mit einem Besuch erfreute zu theilen. Wie bald aber verwandelte sich in der Erinnerung an unsere Dresdener Anfänge der "Rothe Hirsch" der Stadt aus dem Apotropäon dessen Wunden er zunächst annahm, in ein besonderes liebes Wahrzeichen dieser Anfänge! Denn nicht nur dass seine "Schäden" meiner Mutter zum besonderen Anreiz wurden ihre schwere Aufgabe besonders herzhafte an die Hand zu nehmen - noch waren keine 8 Tage verflossen und ich sass schon auf einer Bank der Oberquarta der Kreuzschule, eine Woche darauf begannen wir schon in unsere eigene Wohnung (Lüttichaustr. 7) einzuziehen +) - nur zu bald lernten wir ahnen, wessen ich als ich noch im vorigen Jahr Dresden wieder sah so lebhaft inne wurde, dass die liebliche

---

+ ) Wie meine Mutter sich damals in Dresden einrichtete, davon giebt ein Brief von ihr an die Tante Marie vom 11. Aug. 1850 noch das lebendigste Zeugnis.

Stadt uns unter der Ansiedelung in ihr nimmermehr ein so reicher Quell der erquicklichsten Freuden hätte werden können, wenn sie nicht noch im J. 1850 ihren Rothen Hirsch gehabt hätte. Damals <sup>53</sup> wusste sie, unbeschadet aller Vorzüge, die ihr als Residenz zufließen, der anmuthigen Natur, in die sie gestellt ist, Eingang in ihre Bannmeile noch in einem Masse zu gewähren, dass sie unter ihresgleichen vielleicht unvergleichlich heißen, uns Petersburgern zumal zum Paradies werden konnte, während sie inzwischen nicht ohne stattlichen Erfolg sich unter den Grossstädten Europas weiter emporgeschwungen haben mag, doch ohne unter diesen noch einen so absonderlichen Vorrang behaupten zu können. Wie es aber auch mit dem Beltruhme Dresdens stehen mag, im Kalender meines Elternhauses steht der Tag unseres Einzugs daselbst als hoher Festtag eingezeichnet. Denn er gab ihm endlich eine Heimath, sein ferneres Gedeihen zunächst mit dem ungetrübtesten Jahrzeit etwa einleitend, das ihm überhaupt beschieden gewesen ist. Ich insbesondere fand in diesem Ort den mir unvergesslich leuchtenden Abschluss meiner fröhlichen Knabenzeit. Nur dass mich die Zeit bei dieser Niederschrift nachgerade zu dringend vorwärts treibt und ich auch sonst zu sehr besorgen muss mich gerade hier länger aufhaltend, zwar ein allerliebstes Unterhaltungsmittel aber auch ein unzweifelhaftes Allottrion unter meine Hände zu bekommen, als dass ich nicht darauf bedacht sein sollte meinen Bericht zu kürzen.

Zunächst Ein Wort davon, wie es im Allgemeinen zu Hause weiterging. Schon das Jahr darauf hatte auch der noch in Russland gebliebene Rest der Familie den Abbruch seiner dort aufgeschlagenen Zelte weiter gefördert und es war der Grossmutter mit Hülfe ihrer

Kinder endlich gelungen sich den alten Wunsch nach Deutschland <sup>54</sup> zurückzukehren zu erfüllen. Schon vor einigen Jahren hatte sich ihr ältester Sohn mit seiner Familie aus Moskau nach Wiesbaden zurückgezogen. Dort liess nun auch sie sich für den kurzen Rest ihrer Tage nieder, nachdem sie auf der Vorbeireise im Frühsommer 1851 auch bei uns in Dresden auf ein paar Wochen in leider schon sehr binfälligem Zustande abgestiegen war. +) Aber noch im selben Sommer besuchte uns dort auch Papa auf einen Monat, zum ersten Male nach mehr als 30jähriger Entfernung den Boden Deutschlands wieder betretend und von mir schon bei der Landung in Stettin dazu begrüsst, und diese Besuche wiederholte er jährlich im Sommer bis er im Frühjahr 1854 endlich seine geschäftliche Stellung in Petersburg aufgeben und sich endgültig mit seiner Familie wieder vereinigen konnte. Bei Gelegenheit eines dieser Sommerbesuche (1852) hatte er mich auf eine Reise nach Wiesbaden zur Begrüssung unserer dortigen Verwandten mitgenommen, wo ich denn auch meine Grossmutter etwa ein halbes Jahr vor ihrem Tode (16. Febr. 1853) noch einmal gesehen hatte. Unterwegs hatten wir noch Nürnberg mit-

---

+ ) Kaluga hatte die Grossmutter schon im Herbst 1850 wieder verlassen und sich inzwischen bei Papa in Petersburg aufgehalten. Ihre Begleiterin auf der Reise von dort nach Wiesbaden war die Tante Aurora. Vgl. Die Aufzeichnungen der Tante Marie von 1880 I. 30 und den für mich bestimmten Auszug daraus S. 114.

genommen, +) und mit dieser Reise schloss sich für mich für viele Jahre die Reihe meiner in nur allzu frühem Alter genossenen Weltfahrten. Im darauffolgenden Sommer hatte dann meinen Vater in Dresden vornehmlich die Vorbereitung zum Bau des eigenen Hauses beschäftigt, dessen Grundstück Ecke der Lüttichau- und der späteren Sidonienstrasse damals noch ins offene Feld sah. Während seiner letzten Abwesenheit in Russland war der Bau des Hauses +!) so weit gefördert worden, dass wir das Jahr darauf im Sommer mit ihm in seine Parterrewohnung einziehen konnten. Zum Glück stiess das Haus aber damals noch mit seiner Hinterwand und der Seitenwand seiner auf die Sidonienstrasse blickenden Façade an ein Gärtchen, das im Parterre von der bis zum 2. Stockwerk an eben besagter Seitenwand durchgeführten Veranda unmittelbar zu erreichen war. Sonst hätten uns Kindern wenigstens alle Vorzüge der neuen Wohnung vor der von uns verlassenen an Stattlichkeit kaum Trost für den Abschied vom Garten Lüttichaustr.7 mit der blossen Erinnerung an seine Freuden gestattet. So aber schien uns der Einzug ins neue Haus keine Wünsche mehr übrig zu lassen. Noch war kein Jahr verflossen und es wurde uns darin auch noch ein neues Schwesterchen geboren (4.Aug.1855), das einzige was ich von meinen Geschwistern neben meinem Bruder zur Zeit noch besitze.

Inzwischen war ich selbst auf meinem Gymnasium zum Primaner herangewachsen und kein Jahr mehr vom Termin entfernt, an dem ich Studirensbalber das Vaterhaus verlassen sollte. Mit der Kreuzschule aber war meine Schulodyssee zum Glück in der That ge-

---

+ ) Frankfurt war von dort über Würzburg damals noch in der Postkutsche zu erreichen.

++) Lüttichaustr.16 damals gelegen.

schlossen, ohne dass es auf ihr selbst noch zu sonderlichen Abenteueren gekommen wäre, so bedrohlich auch die Aspecten, unter denen ich dort anfing, gewesen sein mögen. Denn schon was ich von meiner bisherigen "Vorbildung" erzählt habe kann keinen Zweifel über die Rückständigkeit lassen, mit der ich in meine schon oben erwähnte Oberquarta trat. In einem Punkt war diese Rückständigkeit sogar ganz ungewöhnlich: ich war bald 13 Jahr alt und hatte noch keine Muttersprache, oder die, die ich hatte, war doch nicht die Sprache meiner Schule. Denn deutsch sprach ich noch unvollkommen und wie ein Fremder, Französisch sollte aber die im Elternhause herrschende Sprache, das es wie schon gesagt war, noch lange bleiben. Hat doch erst die eben gemeldete Geburt meiner jüngsten Schwester den Ausgang dieser Herrschaft wenigstens eingeleitet. Dass sie Deutsch mit der Muttermilch lernte hat dem häuslichen Gebrauch des Französischen bei uns unter dem allmählichen Verfall, dem es schon sonst durch die Umstände unterlag, schliesslich den Rest gegeben, und den Zustand herbeigeführt, bei dem in unserem häuslichen Verkehr das Französisch auf meinen Briefwechsel mit meiner Mutter und den älteren unter meinen Geschwistern beschränkt war. Das aber war ein Zustand, der sich erst in meinen Universitätsjahren vollkommen herstellte, und dann freilich in jenem bis zum Tode meiner Mutter wöchentlich unterhaltenen Briefwechsel wenigstens in ihren und meinen Briefen erhielt. Diess indessen nur künstlich und absichtlich, um uns durch Übung im Besitz einer werthvollen Fertigkeit zu erhalten, auch nachdem in unserem Hause das Deutsche die längste Zeit schon obgesiegt hatte. Auf der Kreuzschule aber hatte ich es inzwischen und zunächst in einem Maasse erst zu lernen, das



mich in mehr als einer Hinsicht tief unter den Ansprüchen ihres Lehrplans stellte, und in diesem Stück bin ich denn auch auf ihr weit mehr als durch meine Lehrer jedenfalls durch meine Kameraden gefördert worden. Auf diesen Hauptpunkt beschränkte sich jedoch meine anfängliche Rückständigkeit nicht. Im Griechischen zumal, mit dem ich schon früher überhaupt angefangen zu haben kaum mich noch entsinne, und in dem ich beim Eintritt in meine Quarta ihren Classenlehrer Albani die Verbalformen ihr beizubringen schon begriffen fand, mochte ich arg zurück sein, weiter als selbst Herrn Albanis pädagogischer Eifer zu Überwinden im Stande sein mochte, dessen gleichen ich doch in Hinsicht auf diesen Eifer unter meinen Lehrern nicht mehr begegnet bin. Auch war ich in besagte Oberquarta nicht aufgenommen worden ohne dass gehörige Nachhülfe durch Privatstunden ausbedungen worden wäre. Dazu hatte der Rector Klee auch sofort unter seinen Primanern Carl Geissler meiner Mutter empfohlen. Seiner darf ich hier auf keinen Fall vergessen, denn ihm glaube ich mindestens in der Noth, in der er mir zunächst zu helfen hatte, viel Dank schuldig zu sein.

Geissler, der Sohn eines ehrsamen Dresdner Bäckers, hat mir im Anfang unserer Beziehungen ohne Zweifel auch als Gelehrter imponiert und jedenfalls auch an Gelehrsamkeit genug besessen um mir die zunächst von ihm erwarteten Dienste ausreichend zu leisten. Was er mir aber gewesen ist hat vielmehr in der Treuherzigkeit 58 und Biederkeit seines Characters seinen Grund gehabt. Denn sie vor Allem liessen ihn sich meiner überhaupt mit einer Freundschaftlichkeit annehmen, die ihn doch noch heute als einen der wirksamsten Helfer, die ich auf meinen Jugendwegen gefunden, mir erscheinen lassen. An seine Stunden schlossen sich von vornherein häu-

fige weite gemeinschaftliche Spaziergänge an, an denen ich dank seiner Art ich weiss nicht ob mehr Freude oder Nutzen hatte. G. war ein Schwärmer und Träumer, der dabei zunächst aller meiner Empfänglichkeit für die Naturreize seiner Heimath in der eingänglichsten Weise entgegenkam. Im Gespräch mit ihm befestigte ich mich ferner mehr als sonst woher im erstrebten Gebrauch des Deutschen, aber zugleich hat er mir auch die Pforten der deutschen, insbesondere der classischen Litteratur geöffnet, der er schwärmerisch anhing. Ja in diesem Bereich gingen seine Talente selbst weit über die Schranken meiner Belehrbarkeit hinaus. Denn Geissler war selbst Dichter, so offen ich aber als träumerischer Knabe für alle Poesie gewesen bin, so bin ich doch stets und in allen Perioden meines Lebens nur ein Träumer in Prosa gewesen und zwar meist ungeschriebener. Uebrigens wurde mir Geisslers eigene poetische Production kaum schon damals kund, fürs Nächste übertrug er auf mich nur seine Begeisterung für die grossen deutschen Dichter und stürzte mich zunächst in die Lectüre Schillers, und an ihm hat es gehangen, dass meine Bücherliebhaberei an den deutschen Classikern Feuer fing und ich mit den 300 wöchentlichen Lieferungen deutscher Classiker, die aus dem Cotta-Goeschenschen Verlage, irre ich nicht, 1852 zu erscheinen anfangen - es war diess eines der ältesten Unternehmen dieser Art - aus meinem Taschengeld den Grund zu meiner Bibliothek legte. Aber ich habe noch jetzt die Erinnerung, dass mir in unseren damaligen Discursen überhaupt erst <sup>59</sup> vieles von der Welt aufging, was mir bis dahin verborgen war. So hatte denn G., als nach weniger als Einem Jahr (bei seinem Abgang

zur Universität als Jurist Ostern 1851) mein Unterricht bei ihm aufhörte. weit mehr an mir geleistet als mit der Anerkennung ausgedrückt wäre, dass er mich in dieser Zeit auf den Durchschnitt meiner Mitschüler gehoben und mir ähnliche Nachhülfe fortan entbehrlich gemacht hatte. +) Ja unter seinem Regiment erlebte ich überhaupt den grössten Lernerfolg, der mir überhaupt auf der Kreuzschule beschieden sein sollte und den ich darin sehe, dass es mir noch in meiner Oberquarte gelang, mich allen Hemmnissen zum Trotz vom Schwanzende an das ich zunächst gesetzt worden war, schon im Wintersemester ziemlich hoch in die erste Hälfte der über 50 Schüler zählenden Klasse emporzuschwingen. Wesentlich höher stieg ich überhaupt nicht mehr, und behauptete mich von Obertertia an bis zu meinem Abgang in einer Classe von 40 - 50 Schülern ziemlich stetig als den 7ten. Womit mehr nicht gesagt sein soll als dass ich mich eben schlecht und recht hielt. Schwach war ich entschieden in der Mathematik, allein im Französischen aus Gründen, die ich hier nicht weiter zu entwickeln habe, von vornherein der Schule entwachsen, ein glänzender Schüler, sonst in keinem Fache. Indessen die Lust ein Student zu

---

+ ) Uebrigens setzten sich unsere Beziehungen theils durch Briefwechsel theils durch Verkehr noch Jahre lang fort und brach überhaupt zu meinem grössten Leidwesen erst infolge einer durch die Heftigkeit meines Vaters in den 60er Jahren herbeigeführten Altercation mit G. ab, seit welcher G. unserm Hause fern blieb. In der Folgezeit verlor ich ihn überhaupt aus dem Auge und habe mich erst neuerdings darum bemüht mit Hilfe meines Schwagers Barchwitz wieder auf seine Spur zu kommen, was wenn er überhaupt noch am Leben ist, nicht schwer sein kann, da ich kaum vermuthe, dass die

werden, zu dem ich nun einmal, wie ich nicht anders wusste, her-<sup>60</sup>  
anzuwachsen hatte, blieb mir bis zuletzt unvermindert und was  
konnte mir die Schule besseres erhalten? Unter meinen Lehrern  
kann ich in dankbarer Verehrung Julius Sillig (den Herausgeber  
des Plinius) und unseren Rector Julius Klee besonders nachhaft  
zu machen nicht umhin, und da sich im Ranzen mit dem ich aus  
Vaterhaus und Schule auszog, noch mancherlei fand, was anders-  
woher als aus der Schule stammte, so soll auch des Dresdner The-  
aters der 50er Jahre nicht ungedacht bleiben, welches insbeson-  
dere Geislers schon erwähnte Verdienste um mich in nachhaltig-  
ster Weise ergänzt hat.

Ostern 56 bezog ich nun mit dem Zeugniss der Reife die  
Universität Leipzig und zwar um Theologie zu studieren, und zur  
Begründung dieser besonderen Berufswahl habe ich in allem Bis-  
herigen allerdings kaum das Geringste schon berichtet. Doch da  
es damit bei mir eine ganz besondere Bewandtniss hat und ich  
diesen Punkt darum einer ausführlicheren, ihm eigends gewidmeten  
Ausführung vorbehalte, so fange ich davon hier gar nicht besondere  
an und begnüge mich im zunächst Folgenden mit einer knappen Zusam-  
menstellung meiner äusseren Erlebnisse auf dem Lebensweg überhaupt.  
Dass ich aber meine Studentenfahrten mit Leipzig begann, geschah  
aus keinem anderen Grunde als weil es die Landesuniversität war.  
Denn wenn ich auch, wie sich erst später zeigen wird, noch keine  
Ahnung davon hatte, wie wenig als Landesfremder ich mich durch  
diese Thatsache binden zu lassen Grund hatte, so bestand doch

---

Laufbahn meines alten Lehrers und Freundes aus den hergebrachten  
Geleisen der sächsischen Juristen Laufbahn gerathen ist. Doch  
warte ich noch auf ein Resultat (29.Oct.99).

auch wiederum nur um so weniger in meinem Falle Grund, den Anfang meiner Ausfahrt in die Welt besonders zu verwickeln. Obwohl <sup>61</sup> in aller Form für "reif" für den Moment erklärt, hatte ich ihr doch in Wahrheit noch in gar zu primitiver Hinsicht erst entgegen zu reifen, als dass sich empfohlen hätte bei der Wahl des Ortes meiner ersten Niederlassung den Blick auf absonderliche Fernen zu richten. Ohnehin war die nächste und empfindlichste Schwierigkeit, die ich in den neuen Verhältnissen, in die ich mich nun zu finden hatte, überwinden musste ein starkes Heimweh nach Hause. Dort hatte mich nichts hinausgetrieben, und eigenes Temperament, Zuthun meiner Angehörigen und sonstige Umstände hatten sich wie verbunden um diese "Häuslichkeit" in mir gross zu ziehen. Eigenes Temperament, wovon ich hier nichts weiter zum beweisenden Beispiel anführen will, als dass Schüchternheit die eigentliche und ich kann sagen einzige Plage meiner Kindheit gewesen ist, Zuthun meiner Eltern und Geschwister, wozu es zum Beweise nichts weiter als meines dankbaren Zeugnisses bedarf; sonstige Umstände, worunter ich aus der Menge dessen, was ich hier auseinanderlegen könnte nur die Thatsache der Fremdheit der uns umgebenden Welt für uns Overbecksche Kinder überhaupt hervorhebe als Folge unserer ganzen bisherigen und soweit hier zum Verständniss nöthig von mir schon dargelegten Familiengeschichte. Diese Fremdheit brachte es nothwendig mit sich, dass wir uns unter dem väterlichen Dache noch mehr zu Hause fühlten als es Kindern gemeinhin beschieden sein wird, noch mehr auf einer in heterogenem Elemente schwimmenden glücklichen Insel. In diesem Sinn erlaube ich mir denn vom Heimweh, das mir im Anfang meiner Studentenzeit zu schaffen gemacht <sup>62</sup>

hat, als von etwas Absonderlichem oder doch von einem nicht jedem Commilitonen gleich mir in den Weg gelegten Stein zu reden. Ist es mir doch auch noch lange über meine Leipziger Anfänge hinaus nachgegangen und wiederholte sich noch viele Jahre so oft ich nach einem Ferienbesuch das Elternhaus wieder verliess in drückendster Weise, bis ich damit so weit war, wie man nun einmal damit kommen muss und selbst das Gefühl, das mich jedes Mal noch plagte, nicht mehr "ernst nahm". Nun war ich ja freilich so wenig wie es in der Regel ein deutscher Student bei seinem Uebergang zur Universität sein wird zum Vaterhause "hinausgetrieben". Ja keinem konnte durch den fortdauernden gemüthlichen Antheil der Seinen an seinem ferneren Ergehen das Gefühl ferner gehalten werden, "ausgesetzt" zu sein als mir und was hätten meine Eltern mir jemals vorenthalten was die Gunst der Umstände ihnen dazu zu thun gestattete, um mir auch auf meiner Universität das Gefühl zu erhalten noch unter dem fernen Dache ihres Hauses zu leben, und dieses zwar wie sich weiter unten zeigen wird, noch weit über meine eigentliche Studentenzeit hinaus. Im buchstäblichen Sinne war mein guter Vater für mein "Unterkommen" besorgt, vom ersten Augenblick an da ich für ihn "draussen" war, da er mich schon in meinen Mulusferien nach Leipzig brachte, um mit mir für die schöne erste Studenten Wohnung zu sorgen, die ich dort im obersten Stockwerk des grossen Hauck'schen Hauses an der Ecke Poststrasse und des Augustusplatzes bezog. Und mit den 300 Thln, die er mir jährlich während meiner Studentenzeit **aussetzte**, war ich damals so auskömmlich gegen Mangel gedeckt, dass es gewiss nicht an mangelnder Fürsorge meiner Angehörigen gegangen hat, wenn ich Mühe hatte

mich an der neuen Heimstätte im Gedanken an die verlassene wieder einzuleben. Dennoch haben es wiederum besondere und für keine 63 Liebe der meinen überwindliche Verhältnisse mit sich bringen müssen, dass ich mich als Student in die Welt hinaustretend unbehaglicher als mancher meines Gleichen auf eigene Füße gestellt sah. In Leipzig hatte mein Vater keine persönlichen Verbindungen. Das hing zunächst an seiner Landesfremdheit überhaupt, zumal ein besonderer Umstand ihn in dieser Fremdheit länger als unzugänglich festzuhalten diente. Wie wohl bei seiner Niederlassung in Sachsen im J. 1854 erst 50 Jahre alt hatte mein Vater alsbald mit Niederlegung aller Geschäfte den Anfang gemacht, zu früh ohne Zweifel, wie sich ihm selbst nachträglich aus mehr als Einem Anlass empfindlich machte und mit manchen Folgen, denen auch die später gesuchte Nachhilfe nur noch sehr unvollkommen abhelfen konnte.<sup>+)</sup>  Als Rentier in einem fremden Lande anzufangen wird mindestens wenn es mit einem immerhin so bescheidenen Vermögen, wie es das meines Vaters damals war, geschieht, nur einer der unpraktischsten Wege sein, um im Lande

---

+ ) Als Papa dann später seine Stellung bei John Meyer in Dresden auf Grund alter Petersburger Bekanntschaft antrat, was erst ein paar Jahre nach meinem Abgang auf die Universität geschah, so hatte diese Stellung vor Allem auch viel zu privaten Character, um ihn insbesondere zur Gewinnung ausgebreiteter Verbindungen im Lande förderlich sein zu können. Herr Meyer war wohl ein Mann, dessen Geld vollkommen ausreichte um ihm selbst überall eine feste Basis zu verschaffen, auch da wo er sonst in der Luft stand. Er konnte aber für keinen Anderen irgend wo zu etwas Anderem als Luft machen, was für ihn selbst nicht mehr war. Er sicherte wohl Papa dessen als

Wurzel zu fassen und sich insbesondere fruchtbare Verbindungen in der neuen Heimath zu verschaffen. Darum war denn auch für mich keine Rede davon, dass ich auch mit werthvollen persönlichen Empfehlungen meines Vaters ausgestattet nach Leipzig abgezogen wäre. Solche habe ich dort wie auch während meiner ganzen Studienzeit Überall wo ich sie verbracht habe vielmehr vollkommen entbehrt. Von ungleich eingreifenderer Bedeutung auf die ganze Gestaltung meiner Studienjahre als diese von mir sogen. Landfremdheit meiner Familie an ihren Stätten ist aber noch die Fremdheit dieser Familie in der ganzen Sphäre, der mein nun angetretener Beruf angehörte gewesen. Ich kann wohl sagen, dass ich zu dieser Sphäre von dieser Seite her nicht die geringsten natürlichen Beziehungen hatte, und als Gelehrter auch in meiner Familie einsam geblieben bin. Von dieser Vereinsamung aber kann ich in diesem Zusammenhang nicht reden ohne von vornherein den Schein der Klage den meine Worte haben, zu zerstreuen. Es ist wahr, nicht einmal als Berater ist mein Vater insbesondere mir in meinem Studium zur Seite zu stehen in der Lage gewesen, geschweige denn, dass er mich in persönliche Beziehungen, die mich darin hätten fördern können, gebracht hätte, aber so, wie er sich in dieser Lage verhalten hat, hat er es verstanden, mir den köstlichen Schatz unverkümmert zu erhalten, aus dem ich in meinem Berufe gelebt habe, meine Freiheit. Was er thun

---

Buchhalter seines grossen Vermögens redlich gewonnenen Erwerb, und mehr aus dem ganzen Verhältniss zu ziehen war <sup>jedenfalls auch</sup> Papa der Mann überhaupt nicht. Er hat selbst das Meyersche Haus nur äusserst selten zu anderen Stunden als seinen Arbeitsstunden betreten. Zu diesen führte ihn aber sein kaum durch irgend einen Urlaub unterbrochener Gang noch einige 20 Jahre. (Bis zu Herrn Meyer's Tode am 6. Jan. 1887.)



konnte. um diese bedrohenden Hemmnisse aus dem Wege zu räumen, hat er gethan, im Uebrigen mir nur die Selbständigkeit gewahrt, ohne die ich in der Welt der Wissenschaft zu bestehen nicht gewusst hätte.

Mit diesen Andeutungen ist ein wesentliches Stück der allgemeinen Bedingungen, unter welchen sich mein erstes Studentengestaltete, aufs Reine gebracht, wenn ich nur an den schon gemachten Vorbehalt erinnere, den ich schon in Hinsicht auf Alles <sup>65</sup> den eigentlichen durch die eigene Berufswahl bestimmten Gegenstand meines Studiums gemacht habe (s. oben S. 60).

7. Nov. 1899

So langsam rückt diese Aufzeichnung vorwärts, zum sichersten Anzeichen der geringen Freude, die ich daran habe. Grosse habe ich mir ja selbst von vorne herein davon nicht versprochen, - Vgl. schon oben S. 10 f.: Vgl. auch im Heft B II Zur Selbstbiographie S. 4 f. - was ich damals voraussah und voraussagte, war doch immerhin nicht als Freibrief für die Sache gemeint, sich zur eigentlichen Plage für mich auszuwachsen, als welche mich nun inzwischen gemachte Erfahrung damit kennen lehrt. Zur Zeit wenigstens mache ich diese Erfahrung sozusagen bei Tage und bei Nacht. Bei Tage, indem bisweilen ein Blatt Papier, das mir der Lauf des täglichen Lebens in die Hand bringt, genügt um mich vom vorliegenden Hefte abzurufen und mich empfinden zu lassen, dass im Grunde Beschäftigung mit den Dingen, unter denen ich lebe und die ich erlebt habe und über die nachzudenken mir lange Jahre festgehaltener Beruf zum täglichen Brod gemacht hat, im Grunde viel mehr interessiert als die Beschäftigung mit mir selbst, die ich auf diesen

Blättern treibe - ich will als Beispiele solcher Aufzeichnungen, die mich in diesen Tagen hier unterbrochen haben, nur die Aufzeichnungen in meinen Collectaneen aufführen unter "Mittelalter (Allgemeines)" S. 1 ff., "Nationalismus, Gegenwart, Charakteristisches" S. 1 ff., "Bismarck (Allgemeines)" S. 1. "Bismarck Christenthum" S. 1 ff.- "Christenthum Ende gegenwärtig". Und doch ist mir die erwünschte Rückkehr zu allgem. Fragen der Art und insbesondere zum Abschluss einiger theils schon begonnener theils und zwar zum grösseren Theil nur geplanter gelehrter Arbeiten, zur Zeit noch fast unabsenbar, wenn ich bedenke, dass mich ausser vorliegender Selbstbiographie noch die Ausein-<sup>leb</sup>andersetzung mit der Theologie trennt, um deren willen allein die Biographie unternommen ist. Dazu kommt, dass ich neulich zum ersten Male meiner Frau das gegenwärtige Manuscript bis S. 64 vorgelesen habe, von dem selbst sie bis jetzt nur als einem im Entstehen begriffenen wusste. Die Lectüre füllte zwei unserer Leseabende aus und fand das erste Mal bei S. 27 ihren Abschluss. Am ersten Abend hörte meine Frau mit Gespanntheit zu und bemerkte weiter nichts, als dass sie nun begreife, dass das Ganze so langsam vorrücke, da in der That viel daraus zu erfahren sei. Nach der Lectüre der letzten Hälfte schwieg sie in der Hauptsache nur und bekannte sich ein paar Abende darauf nur zu einem unheimlichen Gefühl, das sie bei der Vorstellung habe, dass das veröffentlicht werden solle. Meine Gegner würden wohl nicht wenig Genugthuung daraus schöpfen. Nun will ich nicht behaupten, dass gerade aus diesem Gesichtspunkte die Bedenken erwachsen, nur insofern entsprach indessen auch der von mir aus unserer Lectüre geschöpfte Eindruck, dass ich in der Hauptsache mit S. 1 - 27 zu-

frieden war und namentlich kein Bedenken gegen eine selbst ganz unverkürzte und im Wesentlichen wörtliche Veröffentlichung hatte, dagegen bei S. 27-64 selbst nicht recht daran denken mochte, was auch den grösseren Schwierigkeiten entsprach, deren Druck ich bei der Aufzeichnung schon empfand. Kurz ich befinde mich augenblicklich mit diesem Manuscript in einer Noth, welche die Plage, die ich damit habe, mich nachgerade weit über das Maass dessen hinausgehend empfinden lässt, was ich davon zu dulden mich gehalten fühle und mich auch sonst dazu drängt damit zu einem Ende zu kommen. So beschränke ich mich dann von hier ab auf eine wesentlich flüchtigere Skizze meiner Erlebnisse bis zur Gegenwart, um dann mich thunlichst bald meiner Auseinandersetzung mit der Theologie und meinem einstigen öffentlichen Amt zuzuwenden.

14. Nov. 99

Mein erstes Jahr in Leipzig war kein sehr erquickliches und förderliches und wurde wohl wesentlich dank der Neugier, die mich bei dieser ersten etwas selbständigen Umschau in der Welt, die mich umgab, spannte glücklich überwunden. Mein Verkehr beschränkte sich fast auf einige mit mir auf die Universität gekommenen Schulkameraden und liess mich keinem von ihnen näher treten als es schon bis jetzt geschehen war, etwa Em.C. Rüger (dem gegenwärtigen Sachs. Generalstaatsanwalt) und Dohnke (vor Jahren als Lehrer der Nicolaischule in Leipzig gestorben) ausgenommen. Bei dem vollends etwas hottentottenhaften Gefühle, mit dem ich mich unter meinen neuen theolog. Kameraden bewegte, konnten neue Freunde mir von dort nicht wohl zuwachsen. Neben dem studentischen Verkehr beschränkte sich mein damaliger Familien-

verkehr in der Hauptsache auf Mutter und Schwester des schon genannten Philologen Dohnke. Von Förderung in meinem Studienfache konnte mir den Umständen nach nichts, das sich mir als besonders erspriesslich erwiesen hätte, aus allen diesen Kreisen zufließen. Ausser mir war von der Kreuzschule ein einziger Theologe abgegangen, der nach Jena gegangen war, und zu dem ich übrigens besondere Beziehungen bis dahin nicht gehabt hatte. So fehlten denn in meinem Umgang die Fachgenossen fast ganz, umso mehr wäre auf den persönlichen Einfluss eines Lehrers angekommen um mir die Elemente der Theologie zugänglich zu machen. Nun hatte ich zwar von Dresden durch einen Bekannten meiner Eltern zwei Empfehlungen an Universitätslehrer mitgenommen. Die eine wies mich an Prof. Erdmann, der irre ich nicht gerade Rector war, und die andere an meinen Namensvetter den Prof. der Archaeologie. Erdmann war Chemiker und zog sich auch für mich am praktischsten aus der Sache, indem er mich seinerseits an zwei seiner theologischen Collegen wies, so dass meine Beziehungen zu ihm mit der einmaligen Abgabe meiner Empfehlungskarte ihr Ende nahmen, womit aber diese <sup>68</sup> Beziehungen fast noch fruchtbarer waren als die zum Overbeckschen Hause, obwohl diese zu Stande kamen und etwas längeren Bestand hatten. Von jenen theologischen Lehrern, mit denen ich dank Erdmann in Verkehr trat, war der eine der Prof. der prakt. Theologie W. Brückner. Begreiflicher Weise konnte gerade er zur Zeit noch besonders wenig mit mir anfangen, was ihn indessen nicht abhielt mich nicht nur freundlich zu empfangen sondern, worauf ich noch zurückkomme, sich noch über Leipzig hinaus für mich fürsorglich zu erweisen. Noch mehr habe ich Anlass den mir von Prof. Tuch,

den zweiten jener Absenker der Empfehlungen an Erdmann, erwiesenen guten Willen dankbar anzuerkennen. Tuch war nun zwar ein entsetzlich behäbiger und zugleich steifer und um dieser Eigenschaft willen unpopulärer Herr, dessen Unpopularität ihm auch den argen Schiffbruch seines Rectorats im Jahre 1858 zuzog und ihn wohl vornehmlich verhindert hat, mit der Opposition, in der er zum orthodoxen Lutherthum seiner Facultät, der allgem. Annahmeh nach, stehen sollte, etwas anzufangen. Auch war es, nehme ich meine eigene damals noch exorbitante Unbeholfenheit hinzu, kein Wunder, dass im ersten Jahr unseres Verkehrs sich nicht viel mehr ergab als der schickliche Austausch respectvoller Aufwartungen meinerseits und entsprechend spärlicher Einladungen seitens meines Lehrers. Doch mag schon damals der Grund zum Eindruck persönlichen Wohlwollens gelegt worden sein, den ich aus der Wiederaufnahme unserer Beziehungen bei meinem zweiten Aufenthalt in Leipzig davon trug. Fürs Nächste das konnte auch mein Verhältnis zu Tuch nichts weniger bewirken als was damals eines der allerdringendsten Erfordernisse gewesen wäre um meine theologischen Anfänge in Leipzig für mich erspriesslicher zu gestalten, ich meine die Schranken der totalen Fremdheit, die für mich das meine Facultät beherrschende Lutherthum hatte, zu erweichen. Den Kathedervorträgen ihrer übrigen Meister gelang es vollends nicht, zumal ich, frei wie ich mich als Student bewegte, diesen Vorträgen nur sehr getheiltes Gehör schenkte. Denn ich nahm als verlorenener Sohn der Theologie mein Gedeck an der Tafel der Universitas litterarum umso ernster, hörte viel und naschte mehrfach Philologisches und Philosophisches neben der Kost, auf die mich

meine Matrikel zunächst anwies. So kam es, dass ich die wichtigste Anregung, welche ich zur Förderung meiner theologischen Bildung in meinem ersten Studienjahr in Leipzig erfuhr, nicht daher, wenn sie auch nicht weit davon (der Verfasser war a.o.Prof. der Theologie in Halle) stammte. Sie wurde mir durch K. Schwartz "Zur Geschichte der neuesten Theologie" zutheil. Mein Vater hatte das eben erschienene Werkchen, durch Zeitungsnotizen veranlasst, in meinem Interesse in die Hand genommen und mir im Winter 1856/7 sofort zugestellt. Es ist seinerseits der einzige "Eingriff" in meine theologische Entwicklung geblieben, wiewohl diesem in der That Erfolg nicht gefehlt hat. Wer aber diesen Erfolg verstehen will hat vor Allem zu vergessen was etwa die Schriftgelehrsamkeit der Gegenwart von ihrer inzwischen erklommenen Höhe an Schwartz' Buch aussetzen zu können sich einbilden mag. Ueberdies aber würde ich meinerseits zur Erklärung des von mir davon empfangenen Eindrucks jeden dafür sich Interessierenden bitten, sich einigermaßen in meine damalige Haut zu versetzen. Was ich Schwartz, dessen Werk jedenfalls weit über das was ich damals übersehen konnte hinausging, vor Allem verdanke ist die kritische Stimmung gegen alle lebende Theologie, in die ich durch das Buch gerieth. Nun erkläre ich mir selbst diesen Erfolg viel weniger aus der Begegnung seiner Kritik mit der schlechten Erfahrung die ich persönlich mit meinen Leipziger theologischen Lehrern eben zu machen meinte als aus der Begegnung des Buches mit dem Problematischen meines eigenen Verhältnisses zur Theologie im damaligen Augenblick. Denn welcher Anreiz zur Kritik an einem Object, den man ausser sich fände, vermag an Mächtigkeit sich zu messen mit dem, den man

den Räthseln, die man sich selbst in Hinsicht auf dieses Object aufgibt, entnimmt? So war ich denn freilich im Augenblick, da ich Schwartz las, für die Belehrung so offen wie nur möglich, dass es mit der neuesten Theologie nicht zum Besten stehen möge. Doch waren es keineswegs nur negative Eindrücke, welche ich aus dem Schwartzschen Büchlein schöpfte. Wohl las ich mit besonders gespanntem Ohr was ich von Strauss und der Tübinger Schule erfuhr und vergass es auch nicht wieder, doch hörte ich mit kaum geringerem Interesse beim Bericht über noch einen Theologen von sehr verschiedener Art zu, der überhaupt unter den von mir erlebten auch der einzige geblieben ist, für den ich als Theologen eine gewisse Hochschätzung empfunden habe und noch empfinde. Ich meine Rich. Rothe. Auch stand, was Schwartz von ihm meldete, wenn auch für mich noch durch keinerlei eigene Kenntniss der Schriften Rothe's ergänzt, doch in Hinsicht auf den Eindruck, den es mir machte, nicht mehr ganz auf sich. Am Baume der Leipziger Theologie gedieh nämlich damals, wenn auch kümmerlich genug, ein recht seltsamer Parasit, den es dem übrigens auch Schwartz wohlbekanntem Philosophen Herm. Weisse am Ort anzupflanzen gelungen war. Er hatte sich erst (1852) einige Jahre zuvor nicht verdrissen lassen das Recht dazu sich noch als Ordinarius seines Fachs und schon in gewissem Lebensalter durch Habilitirung als Privatdocent der theol. Facultät zu erwerben und sein geistvollstes, heute vollends von unverdienter Vergessenheit bedrohtes theologisches Werk, die "Kritische und philos. Bearbeitung der evangel. Geschichte" war vor schon bald 20 Jahren erschienen (1838). Nun stellte sich zwar der academischen Wirksamkeit dieses Mannes als schwer-

stes Hinderniss ein Vortrag von einer Schwerfälligkeit entgegen, von der die gegenwärtig in diesem Betracht an unsern deutschen Universitäten so enorm veränderten Ansprüche kaum noch eine Vorstellung gestatten. Dennoch fand auch ich als Anfänger, als solcher persönlich viel zu wenig für Weisse's Einfluss vorbereitet, um dessen eben erwähntes Hinderniss zu Überwinden, eine kleine Theologenschar sich diesem Einfluss mit Begeisterung unterstellend vor, die mir, ohne dass ich auch ihr schon näher getreten wäre, doch neben den fähigsten Individuen in der Masse, die im ortsgewaltigen Luthertum ihr Element fand, mir ziemlich als der geistig angeregteste Bestandtheil meiner theolog. Kameradschaft erschienen. In diesem kleinen Kreise aber pflegte man, so weit man überhaupt noch ausserhalb Leipzigs nach Erweiterung seines theologischen Gesichtskreises umzusehen pflegte - was wenigstens unter sächsischen Landeskindern zur Zeit im Allgemeinen eine grosse Ausnahme war - für die Fortsetzung seiner Studien nach Heidelberg um Rothe's willen zu wenden. Dorther kam mir nun ausser aus Schwartz auch der Gedanke desgleichen zu thun, als ich schon am Schluss meines zweiten Leipziger Semesters weiter zu ziehen beschlossen hatte und mich hinsichtlich des Ziels meiner Wanderschaft entscheiden musste. Heidelberg blieb nun ein blosser Gedanke und ich zog statt dessen nach Göttingen. Bevor ich berichte wie es dazu kam, muss ich noch mit einem Wort meinen ersten Abschied von Leipzig erläutern.

Viel dazu zu sagen habe ich mit dem schon Gesagten in 72  
der That kaum noch übrig gelassen. Jedenfalls nicht darüber, dass sich mir selbst der Gedanke an diesen Abschied nahe legte. Was aber



meine guten Eltern betrifft, so waren sie ja auf nichts anderes bedacht als mich auf meiner selbst gewählten Bahn zu fördern. Auch mochten sie selbst am inneren Wachsthum ihres Sohnes während dieses ersten Leipziger Jahres allmählich Beobachtungen machen, die auch ihnen einen Luftwechsel zu empfehlen schienen. Ihretwegen also mochte ich weiter ziehen - aber wohin? das war nun eine Lebensfrage, bei der mir der Mangel eines sachverständigen Berathers sich empfindlicher gemacht hat als je wieder später wo ich wieder an einem ähnlichen Kreuzwege meiner Lebensbahn stand. Von einem sachverständigen Berather sage ich, wobei ich unter den Sachen, deren Verständniss besonders erforderlich gewesen wäre, vor allem an mich denke, an einen Berather also, der zu allem sonst wünschenswerthen Wissen vor Allem mich gekannt und mir wohlwollend gesinnt gewesen wäre. Und auch dass ich den Mangel eines solchen Berathers damals so absonderlich empfunden hätte kann ich nicht so unerläutert stehen lassen. Vielmehr rede ich hier so von einem schon ausserordentlich retrospectiven Standpunkt aus, und die Wahrheit ist, dass ich von meiner damaligen Noth auf dem sehr naiven Standpunkt, zu dem ich erst gelangt war, nur unverhältnissmässig wenig empfunden habe und erst weit später mir aufs Herz fallen liess, wie viel mein damaliges Berathensein zu wünschen liess.

Zu eigenen Einfällen und Eindrücken hatte ich aber in meiner damaligen Lage noch viel zu geringes Zutrauen, als dass jene Heidelberger Gedanken viel Aussicht gehabt hätten meine Entschlüsse zu bestimmen oder auch nur den Autoritäten, deren Befragung sich für mich von selbst verstand, ernstlich nur vorgelegt zu

73

werden. Diese Autoritäten aber hielt ich für mir gegeben in den einzigen Lehrern, zu denen ich, wie schon gesagt, persönlichen Zugang hatte. Von ihnen richtete Brückner zuerst meine Blicke nach Göttingen und Tuch meinte mit besonderem Hinweis auf Ewald diese Weisung bestätigen zu können. Bei mir selbst sprach dafür nur die dunkle, meinem rationalistischen Sinne zusagende allgemeine Vorstellung, die ich von Göttingen als einer besonders nüchtern gelehrten und mit Lehrmitteln reich ausgestatteten Universität, und mein Schwartz schien mir auch mindestens keinen entschiedenen Widerspruch zu erheben. Bei meiner Entscheidung blieb aber schliesslich noch ein ziemlich zufälliger und nebensächlicher Umstand nicht ohne Gewicht. Meine wissenschaftliche Aufklärung war nicht das einzige das mir am Schluss meiner Leipziger Erstlingszeit noch recht viel zu wünschen übrig zu lassen schien, sehr zurückgeblieben kam ich mir auch in der von mir erworbenen Kenntniss des Studentenlebens im engeren Sinne vor. Nun hatte im Herbst 1856 mein vertrautester Kamerad auf der Kreuzschule, Wolfg. Helbig - zur Zeit in Rom lebend als weiland Secretär des dortigen deutschen archaeologischen Instituts - die Universität Göttingen bezogen und schrieb mir von dort begeisterte Briefe über die Freuden, die er in einem Studentenverein, dem er beigetreten sei, finde, und ich konnte darüber nicht im Zweifel sein, dass auf diesem Gebiete seine Stimmfähigkeit die auf dem der Gottesgelehrsamkeit jedenfalls bedeutend übertreffe. Ich liess aber auch ihm Gehör und zog nun zu Ostern 1857 nach Göttingen, mit einem "Bewusstsein" des "Guten", das ich dort holen sollte erfüllt, das an Dunkelheit, wie ich hinzuzufügen brauche, an Dunkelheit hinter dem "Drange", der mich überhaupt weiter trieb, jedenfalls nicht zurückblieb.

In Göttingen blieb ich nun zwei Jahre - bis zum Frühjahr 1859 - für die Förderung, die ich dort in meiner Facultät erfahren, ohne allen Zweifel viel zu lange. Billigerweise lasse ich ganz dahingestellt, was aus mir als Theologe geworden wäre, wenn ich unter Rothe's persönlichen Einfluss getrethen wäre - selbst den starken Zweifel daran, dass ich mich wesentlich anders entwickelt hätte, als es schliesslich der Fall gewesen ist, überlasse ich gern jedem nach Gutdünken zu schätzen; - noch unnützer wäre natürlich jede Speculation darüber, wie ich gediehen wäre, wenn schon zu meiner Zeit auf der Georgia Augusta das grosse Licht geleuchtet hätte, das gegenwärtig die "moderne Theologie" Deutschlands erhellt, - von Göttingen, wie es nun einmahl zu meiner Zeit war, bin ich als Theologe ungefähr so klug wie zuvor wieder abgezogen. Durch meine eigene Schuld ohne allen Zweifel ganz Überwiegend, ja mea maxima und selbst varia culpa. Auch ist weit mehr zu meiner Entschuldigung als Anderen zur Anklage was ich hier zur Erklärung jener Thatsache anzudeuten im Sinne habe, gemeint. Die Meister, von denen ich zu lernen hatte, waren mir entweder gerade zu hoch oder sie waren doch das nicht was ich brauchte. Ich will mich jedoch bei dem Nachweis hiervor nicht zu lange aufhalten<sup>75</sup> und es nur aus dem mir gebotenen Gelegenheiten mich auf dem Gebiet des Alten Testaments weiter zu bilden illustrieren.

Der damalige Göttinger Meister auf diesem Gebiete war bekanntlich Heinr. Ewald, dessen Unterricht überhaupt kein lernbegieriger Theologe sich dort entgehen liess. Von ihm indessen trug mir schon die öffentliche Meinung, die mich umgab, genug zu, um mich davon abzuhalten, mir ihn sofort zuzutrauen. Ich hatte zwar

als Zögling Fr. Böttchers im Hebräischen auf der Kreuzschule Grund mich zu den Bevorzugten unter den deutschen zur Universität abgegangenen Gymnasiasten zu rechnen. Doch hatte bei der Bescheidenheit meines Sprachtalents auch die Schule aus mir keinen nennenswerthen und besonders interessirten Hebräer zu machen vermocht, und auch Tuchs durch dessen klare Art und Verständigkeit mich immerhin besonders anziehender und mir lehrreicher Hiob in Leipzig im eben verflossenen Wintersemester schien mir als Vorschule für Ewald noch unzureichend. So begnügte ich mich mit Bertheaus Psalmen, deren Genuss jedenfalls keinerlei Vorurteil in mir im Wege stand. Nur dass ich indem ich mich für sie entschied, wie sich dann durch Erfahrung herausstellte, mit der tödtlichen Langweiligkeit des Vortrags nicht gerechnet hatte, welche es mit sich brachte, dass diese Vorlesung eine der unfruchtbarsten blieb, die ich abgesehen habe. Erst im Sommer 1858 aber wagte ich es mit Ewald, wiewohl er sich, unheimlich genug, anheischig machte in der kurzen Zeit dieses Semesters Hiob und die salomonischen Schriften zu "bewältigen". Was ihm auch davon in den Köpfen "Eingeweiheterer" geglückt sein mag, in den meinen drang die eben genannte Litteratur kaum nur vergewaltigt herein. Von einer Einleitung abgesehen, über die ich sofort noch ein Wort sagen werde, setzte der Lehrer ziemlich ohne 76 Weiteres in irgend einem mitten aus dem salomonischen Spruchbuch herausgerissenen Capitel ein, worauf noch einige weitere nicht minder kühn ausgreifende Pinselstriche zu erkennen gaben, was von der Composition des genannten Buchs zu halten sein sollte. Der unter Anderem nachkommende Klotz Hiob war noch mein Glück. Denn ohne ihn und die wie schon gesagt, schon vorausgegangene Vorbereitung durch

Tuch wäre es mir schliesslich kaum möglich gewesen zu sagen, dass ich aus der Ewaldschen Orakelhöhle überhaupt etwas "nach Hause getragen". Nun war aber meine wissenschaftliche Unreife jedenfalls nicht die einzige Ursache der Unfruchtbarkeit meiner Ewaldschen Schülerschaft. Ich stand ihm wohl überhaupt zu fern um auch nur seine blossen Lächerlichkeiten zu überwinden. Zu diesen gehörte aber das eintönige Prophetenpathos des ganzen Ewaldschen Vortrags, das weder der Gegenstand - z.B. eine anzubringende grammatische Regel - noch die der jetzigen Studentengeneration vielleicht kaum noch glaubliche Bescheidenheit des Hörsaals auch nur für einen Augenblick zu dämpfen im Stande war. Mag aber mir diese Art geradezu unausstehlich gewesen sein, allein bin ich jedenfalls nicht empfindlich dafür (oder dagegen) gewesen. So wenig Ewald nach obigen Angaben Zeit zu verlieren hatte, so fand er doch einen Anlass mit einer extemporierenden Improvisation anzufangen. Es war soeben zur Controle wenigstens der Landeskinder unter den göttinger Theologen für diese soeben ein sogen. theologisches Ephorat eingeführt worden, vor dem sich jene Landeskinder künftighin in jedem Semester zur Examinirung über die gehörten Vorlesungen zu stellen haben sollten. Ewald erblickte in diesem Institut einen unerträglichen Eingriff in die Akademische Lernfreiheit, gegen welche er nun sofort bei Eröffnung seiner Vorlesung einen uns gewissermaassen zum Widerstande auffordernden Bannstrahl schleuderte. Wir aber, die wir zu seinen Füßen sassen, statt den Strahl in uns Feuer fangen zu lassen, was uns doch so nahe gelegen hätte, schämten uns fast des um unsertwillen vor uns losgelassenen Wetters. Es tobte sich aus und wir machten auch,

dass wir es so bald und gut es ging von uns abschüttelten -  
so konnte Ewaldsches Pathos auch den populärsten Gegenstand zu  
Grunde richten.

7. Febr. 1900

Hier brach ich diese Aufzeichnungen in der letzten Woche  
des J. 1899 ab, im Gefühl mich immer mehr in eine Selbstbiographie  
zu verlaufen, wie ich sie gar nicht beabsichtigte, und dabei nur  
immer mehr geradezu ins Schwatzen zu gerathen. Selbst im Stil  
scheint mir das bis hierher Geschriebene bei nochmaligen Ueber-  
lesen mindestens von S. 49 ab sich so sehr zu vernachlässigen,  
dass ich auch für mich mindestens von da ab, jeden Gedanken an  
eine Veröffentlichung des Geschriebenen, sei es nur posthumer Art,  
für vollkommen ausgeschlossen halte, und solche Möglichkeit und  
auch nur allenfalls und einstweilen höchstens bis zum bezeichneten  
Punkte dieses Manuscripts bestehen lasse. Vollkommen irreführend  
wird es geradezu gegen Schluss, wo es den Anschein gewinnt als  
solle hier eine Darstellung meines theolog. Lehrgangs gegeben wer-  
den. Daran denke ich hier nicht schon aus dem Grunde, weil ich  
den Gegenstand einer anderen Gelegenheit vorbehalten habe, dem  
Bericht über meine theolog. Laufbahn, insbesondere meine Basler  
Professur der Theologie. Ueberdies ist aber meine Göttinger Zeit  
für die Entwicklung meiner Theologie vorzüglich gleichgültig ge-  
wesen. Das Positivste, was dabei herausgekommen ist, ist noch die  
Kräftigung meiner Abneigung gegen alle dogmat. Theologie in den  
langweiligen und mir trotz eifrigen Absitzens und Nachschreibens  
vollkommen unfasslich und unfruchtbar gebliebenen Vorlesungen von 78

Dorner (Glaubenslehre 1. u. 2. Th. ) gewesen. Für meine persönliche Entwicklung ist damals jedenfalls viel wichtiger gewesen als die Thatsache, dass ich in Göttingen als stud. theol. eingeschrieben war, mein Eintritt in die damal. Progressverbindung der Grünen Hannoveraner im Mai 1857, und wäre es auch nur dadurch, dass er meine spätere Freundschaft mit Treitschke vorbereitete. Doch hätte ich auch sonst, sind mir auch aus den fröhlichen Tagen im genannten Verein keine tiefer in mein Leben eingreifende Freundschaftsverhältnisse erwachsen, noch mancherlei von diesen Tagen zu erzählen, was ich noch in dankbarer Erinnerung zu tragen Ursache habe. Nur etwas was die Verbesserung meiner Beziehungen zur Theologie beträfe , liesse ich mich überhaupt auf Weiteres ein, käme auf keinen Fall zur Sprache. Was diese Beziehungen betrifft, so hat vielmehr auch mein Verhältniss zur Hannovera nur meine Entfremdung von theologischen Interessen gefördert und fördern können. Dgl. lag der Verbindung vollkommen fern, in der ich überhaupt drei Semester lang als Theologe allein stand und erst im vierten und letzten meiner Göttinger Periode einen Studiengenossen neben mir hatte, dem ich zudem persönlich näher nicht getreten bin. Doch wie dem auch sei, meine zwei Jahre in Göttingen mahnen mich durch die Umständlichkeit, mit der ich ihr Interesse in meinem Leben zu begründen hätte, daran, dass ich mein Leben hier zu erzählen nicht im Sinne habe und veranlassen mich den auf diesen Blättern noch folgenden selbstbiographischen Notizen überhaupt eine neue und viel knappere Form zu geben. Ich beschränke mich damit von hier ab auf kurze Einträge in das chronologische Schema einer Tabelle, deren wo möglich in einer Sitzung

zu erledigende Aufzeichnung ich auf einen gelegeneren Zeitpunkt vertage. Augenblicklich drängen sich mir andere Interessen als die Beschäftigung mit mir selbst dazu viel zu stark auf.



NL 53 Franz Overbeck A 269



Zu meiner Wirksamkeit als Lehrer der Theologiein Basel 1870 - 1897

A. Barth schreibt in der Sonntagsbeilage der Allgem. schweiz. Ztg. 1897 No. 50 S.198 über Treitschke man habe als Zuhörer seiner academischen Vorträge "zu ihm stets das unbedingte Vertrauen gehabt, dass er nicht seine Hauptweisheit für noch zu publicirende Bücher hinter dem Berge halte und den Studenten nur die Abfälle zukommen lasse". Vielleicht nur der Umstand, dass in derselben Nummer der angef. Beilage mein Name noch einmal von einem alten Zuhörer, Pf. Bruckner, mit einer Verdächtigung meiner Aufrichtigkeit verbunden vorkommt, bringt mich auf den Gedanken, es könnte etwa mit diesem mit T. contrastirtem Docenten ein Eindruck aus meinem Auditorium wiedergegeben sein. Hiergegen verwahre ich mich auf diesem stillen Blatte, die Möglichkeit vollkommen und ohne Groll gegen den Missverstehenden anerkennend, dass ich so gröblich missverstanden sein könnte. Ich habe allerdings meinen theologischen Zuhörern manches vorzuenthalten mich für verpflichtet gehalten, was ich bei sonstiger, ausseramtlicher Behandlung der Sache vielleicht ausgesprochen hätte. Wo ist das aber je zu Gunsten noch zu schreibender Bücher geschehen? Denn wo sind diese Bücher noch heute? Wohl habe ich über viele Dinge auf dem Katheder redend mir vorbehalten, es würden wohl einmal Zeit und Ort für mich kommen, wo ich über diese Dinge anders und freier reden würde, doch lag mir dabei nichts ferner als Absicht und Gedanke, mit dem was ich meinen Zuhörern entzöge künftige Bücher auszuzieren. Auch behielt ich das Vorenthaltene zu einem weit geringeren Theil mir selbst als Anderen, nämlich der Zukunft über-

haupt vor. Denn auch was ich ihnen gab sind nimmermehr "Abfälle" gewesen, die ich neben einer "Hauptweisheit", mit der ich "Hinter dem Berge gehalten" als gut genug für die Gelegenheit gehalten hätte. Was ich vom Katheder gelehrt habe ist stets ein Stoff gewesen, für den ich unter Umständen eine andere Form gewählt hätte, der aber in der ihm gegebenen Form vollständig und abgeschlossen war, und mit dem ich mich persönlich bei keiner Zeile in anderem Widerspruch befand als dem unvermeidlichen, den ich aus der Unzufriedenheit mit meiner Leistung innerhalb der mir gesteckten Aufgabe empfand. Ich habe also z.B. wenn ich über die Geschichte des neutestamentlichen Kanons las meinen Zuhörern überlassen zuzusehen, was sie mit dem was sie von mir lernten, als Theologen anfangen mochten und konnten, bin auch nie darauf ausgegangen ihnen ihre Sache dabei sonderlich schwer zu machen, freilich auch nicht darauf, sie ihnen zu erleichtern - da mischte ich mich sozusagen nicht hinein - aber was ich lehrte war, soweit die für das Colleg bemessene Zeit es zuließ, was ich über die Sache wusste und nichts Anderes, und dieses so gut ich es eben deutlich machen konnte, bei meiner in historischen Dingen überhaupt sehr skeptischen und vorsichtigen Art. Von "Abfällen" war auf keinen Fall im Entferntesten die Rede, es sei denn in dem Sinne, dass ich fähigen Zuhörern mancherlei Anregung bot, aus dem was ich unvollendet liess ein befriedigenderes Ganzes zu machen, auch noch abgesehen von aller theologischen Nutzenanwendung. Das war freilich eine von Treitschke'scher toto coelo verschiedene Auffassung der Aufgabe eines akademischen Lehrers - wie ich es als sein langjähriger vertrauter Freund so leicht zu verkennen überhaupt nicht in der Lage bin - nur wäre

der Unterschied ganz wo anders zu suchen als wo unter der hier angenommenen Voraussetzung Hr. Barth ihn suchen würde. Es käme mir auch dabei durchaus nicht darauf an, besser zu bestehen, ich meine nur, dass mit dem moralischen Fallbeil hier überhaupt nicht so einfach auszukommen ist.

(Beizettel)

Mit den Jahren wurde meine Lage als Lehrer der Theologie immer schwieriger.

Ich sah mich in den letzten Jahren meiner Wirksamkeit als solcher immer mehr von einer theologischen Jugend umgeben, welche weil sie (object.casus) die Welt hat, der Meinung ist, sie werde demnächst die Welt haben und in diesem Glauben muthig auf ihre Eroberung auszieht, nachdem sie ihr die Etikette der "christlichen Welt" aufgeheftet und zunächst damit ihre Ansprüche angemeldet hat. Ich habe mich hier nicht im Allgemeinen über die Rechte und Aussichten dieser Unternehmung auszusprechen, was könnte ich bei dem Widerstand, den sie vermuthlich zu überwinden haben wird, erhebliches entgegenstellen? Nur das Beunruhigende, das sie für mich selbst hatte möchte ich deutlich machen. Mir, der eine Theologie höchstens in dem Sinne noch gelten lassen wollte, dass sie bei dem Auseinanderkommen der Welt und des Christenthums, etwa als Vermittlerin zu guten Diensten berufen sei dazu, dass es dabei zu einer für das Christenthum leidlichen Auseinandersetzung komme, und mit dieser Auffassung der alten Disciplin mein Verhältniss zu ihr wahrlich schon hinreichend verwickelt hatte, blieb nun nichts anderes übrig als Beziehungen vollkommen abubrechen, welche mich nun vollends in einen unabsehbaren Schlund von Verwirrung hinein-

zuziehen drohten. Was sollte ich, der sich nur noch mit einer in ihren Ansprüchen auf ihren Beruf in Sachen der Religion so tief herabgesetzten Theologie befassen mochte, bei diesem ihrem neuen Morgenroth, in welchem sie die Schicksale der Philosophie und Metaphysik, der Kunst der Politik, ja des "socialen Problems" muthig in ihre Hand nahm, anders anfangen als nicht mehr mitmachen und mich unzweideutig dazu bekennen, dass dieser Aufschwung statt meine Zuversicht zur Theologie zu beflügeln, auch noch das Fünkchen davon, das in mir glomm, zum Verlöschen bringe. Bei der Vollkommenheit meiner Unschuld als Prophet dieses neuesten Triumphzugs der Theologie durfte ich mich auch nicht unter den allerletzten seiner

-----

Die Vorstellung von Wissenschaft unter der ich in Beziehung zu ihr getreten bin, ist dass sie dazu bestimmt ist an den Dingen eine Art jüngsten Gerichts zu üben, und nur so bin ich überhaupt zu meinem Begriff von Theologie gekommen. So wenig wie irgend ein Ding ausser seiner selbst noch eines anderen zu seiner Vertretung bedarf, etwa der Wissenschaft, so wenig auch Religion und Christenthum einer Theologie. Nun ist freilich nicht minder richtig, dass die Dinge auch nur durch sich selbst vernichtet werden, d.h. sterben können, und insofern freilich, beides sie zu vertreten, wie zu vernichten, gleich überflüssig ist. Darum ist aber doch nicht Beides gleich gleichgültig. Denn sterben müssen die Dinge, das brauchen wir nicht zu begreifen und müssen uns doch durch den Augenschein davon überzeugen lassen. Aber dass die Dinge leben müssen, das ist uns ein völlig undurchdring-

liches Räthsel, dem wir schon darum nicht wie jenem anderen gegenüber stehen, als wir vermögen Dinge sterben zu lassen, aber nicht auch leben. Wohl ist uns Menschen gewissermassen der Tod in die Hand gegeben, aber nicht das Leben. Es ist das wenigstens zweifellos in Hinsicht auf die Dinge der Natur, aber in der Welt des Geistes gewiss nicht minder zweifellos, wenn es gleich hier auf den ersten Blick ganz anders scheint. Denn von der Religion z.B. ist sogar behauptet worden, dass sie ihr Leben überhaupt nur dem Menschen und seinen Begehungen, seiner Willkür verdanke. Wohl aber im selben Moment, wo dies erkannt wurde, wurde überhaupt der Streit um Tod und Leben der Religion gegenstandslos, denn sie konnte fortan nur für todtgeboren gelten. Denn hat der Mensch schon den Tod von Dingen in der Hand, denen er das Leben nicht gegeben und zu geben gar nicht im Stande ist, so vollends den von Dingen, die schon das Leben von ihm haben. Und eben darum bleibt es viel strenger wahr, wenn der Wissenschaft die Fähigkeit zugesprochen wird Religion zu vernichten, als dass sie sie vertreten können soll. Gerade das vermag der Mensch nicht, denn sobald er diese Aufgabe ernstlich auf sich nimmt, hat sie auch zu existiren aufgehört.

Also ich weiss als Theologe von einer anderen Fähigkeit und Bestimmung der Theologie in Hinsicht auf das Christenthum, als an ihm ein jüngstes Gericht zu vollziehen nicht. Allein ich weiss nicht nur von den Dingen sondern auch von mir selbst, und dass alle Macht der Wissenschaft nicht nur an der Vorstellung, die das menschliche Individuum davon hat hängt, sondern natürlich auch an der Beschaffenheit dieses Individuums, und demnach auch wer etwas Ernstes mit einer

Vorstellung von der Wissenschaft, wie ich sie eben als die meine bezeichnete, anfangen will, jedenfalls ein ausserordentlicher Mensch sein und sich auch zu Ausserordentlichem berufen fühlen muss. Ein solcher Mensch bin ich nun zweifellos nicht.

- - - - -  
9. Jan. 98

Ich habe als Prof. der Theologie meinen gründlichen Unglauben auf dem Katheder und in allen meinen Beziehungen zu den mir anvertrauten Schülern für mich behalten. Zwei Bedenken, von denen Andere vielleicht annehmen möchten, sie machten mir nun im Gewissen vornehmlich zu schaffen, lassen mich vielmehr vollkommen in Ruhe. Weder habe ich mich bei solcher Führung meines theologischen Lehramts sonderlicher Falschheit anzuklagen, noch missgünstiger und pflichtwidriger Vorenthaltung eines meinen Zuhörern gebührenden Besitzes. Was die Falschheit betrifft, so ist mein Unglaube meinen Zuhörern freilich verborgen geblieben, doch von mir darum noch nicht hinter irgend welchem meinerseits herausgesteckten Glauben versteckt worden. Auch weiss ich im Grunde nicht, bis wie weit mein Unglaube sich meinen Zuhörern entzogen, gewiss weiss ich, dass nur die stumpfsten darunter mich für einen Gläubigen gehalten haben könnten. So weit ich demgemäss manchen von ihnen ein unerquickliches Räthsel geblieben sein mag, bin ich so weit entfernt wie nur möglich irgend einem von ihnen einen Vorwurf daraus zu machen, dass ich ihnen etwa unverständlich geblieben bin +); nur erkenne ich auch ihnen kein Recht der Anklage gegen

---

+ ) Solches radicales Unverständniss zu "verzeihen", bin ich ja Bernoulli z.B. gegenüber wirklich in der Lage gewesen, und ich

mich zu, das im Geringsten sich auf eine bei mir vorauszusetzende Absicht sie zu täuschen stützen könnte. Wenn ich ihnen nicht der Lehrer gewesen bin, den sie an meiner Stelle wünschen mussten, so hat dies überhaupt mit meinen persönlichen Absichten gegen sie rein gar nichts zu thun und hat sich in unserem Verhältniss durchaus nur aus dem allgemeinen Zustande der Theologie in der Gegenwart ergeben, als deren Reformator direct zu verfahren ich gar keinen Beruf hatte. Mich etwa als solchen zu gebärden hätte vielmehr mit viel grösserem Rechte mir den Vorwurf zuziehen mögen, eine Maske vorzunehmen. Und nun der andere Punkt missgünstiger Vorenthaltung fremden in meinen Besitz gekommenen Eigenthums zum Nachtheil der eigentlichen Besitzberechtigten. Dieser Vorwurf wäre aber einfach absurd, denn etwas der Art (Missgunst), ist in meinen Beziehungen zu meinen Zuhörern einfach thatsächlich niemals in Betracht gekommen. Ich habe freilich meinen Zuhörern in Hinsicht auf mein Wissen und Glauben niemals einen Anspruch zuerkennen können, den ich überhaupt keinem anderen Menschen zuerkenne, und zuzuerkennen mich auch gar nicht gebunden fühle. Dass, einmal, mein Wissen und Glauben, zunächst eben dieses, mein Eigenthum sind, dafür kann ich nichts, denn ich habe die Welt nicht gemacht. Auch dafür, dass bevor ich daran denken kann, dieses mein Wissen und Glauben zum Eigenthum auch Anderer zu machen, zunächst dafür zu sorgen habe, dass es wirklich und in möglichst vollkommenem Sinne mein Eigenthum werde, mit einem Worte bevor ich Andere zu belehren und zu er-

---

rede vom Maasse, in welchem ich solche Verzeihung zu gewähren bereit und im Stande bin, durchaus nicht wie der Blinde von der Farbe, sondern aus lebendiger Erfahrung.



ziehen unternehme, mich selbst zu belehren und zu erziehen habe, auch das ist keine Ueberzeugung, die ich mit allen ihren Consequenzen - auch der des für mich Behaltens noch unvollkommenen Wissens und in meinem Fall selbst gar nicht vorhandenen Glaubens - als sündlich empfinden kann. So habe ich denn, mich als Lehrer  
3 meinen Zuhörern gewissermaassen entziehend, thatsächlich an mich sehr viel gedacht und an meine Zuhörer wenig, aber an mich am allerwenigsten im Gefühl eines reichen, anderen nicht gegönnten Besitzes, sondern eher in einem entgegengesetzten. Auch habe ich sodann thatsächlich auf dem Katheder an meine Zuhörer gar nicht so wenig gedacht, wie es bei abstracter Betrachtung der Grundsätze meines Verhaltens ihnen gegenüber erscheinen mag, zunächst ihnen und einem Dritten erscheinen mag, und am allerwenigsten hat mir Missgunst diese Gedanken eingegeben. Nur dass diese meine Gedanken an sie nicht sowohl aus so abstracten auf das allgemeine Verhältniss von Lehrer und Schüler beruhenden Reflexionen hervorgegangen sind, als aus den nächsten Umständen, in die wir mit einander hineingestellt waren. Zum Beispiel aus der Zusammensetzung der Facultät, zu der ich gehörte. Ist überhaupt das Grundmotiv meiner Verwaltung des mir anvertrauten Lehramts gewesen, dass ich mich, so wie ich die Stellung der ganzen Zeit zum Christenthum beurtheilte, für verpflichtet hielt, nicht meinerseits die Conflictte, denen ich meine Zöglinge entgegengehen sah, für sie unlösbar zu machen - was sie meiner Ansicht nach allerdings waren - so verstärkte sich für mich dieses Motiv durch die Thatsache der Gegensätzlichkeit der an meiner Facultät vertretenen Standpunkte. Sollten unsere jungen Zöglinge das Schlachtfeld dieser Standpunkte werden ?

Das stürzte nicht nur sie in die heilloseste Verwirrung und untergrub für sie nicht nur die Grundlage der Autorität der von ihnen besuchten Lehranstalt, sondern bedrohte diese Anstalt selbst mit Auflösung. In der That habe ich denn oft genug selbst in der gemässigten Atmosphäre, welche überhaupt in unserer Facultät herrschte und die ich keineswegs für meine Wirksamkeit in Anspruch nehme, mit aufrichtigem Antheil der Noth gedacht, in die unsere Zuhörer chnedies sich versetzt finden mussten. Auch im Uebrigen gedachte ich ihrer bei meinen academischen Vorträgen, von der nackten Ueberlieferung des exegetischen und kirchenhistorischen Stoffes abgesehen, mit keiner anderen Absicht als mit der sie zu schonen und ihnen ihre künftige Laufbahn nicht noch schwerer zu machen als sie es meiner Annahme nach ohnehin sein musste und als für mich unvermeidlich war, weil ich darin wirklich zu helfen mich nicht berufen fühlte. Dabei fügte ich mich so zu sagen ohne Widerstand in das Bewusstsein, dass ich im Wettstreit der Mitglieder der Facultät in der Beeinflussung unserer Zöglinge den Löwenantheil dabei meinen Collegen überliess, nicht aus Missgunst oder gar aus Geringschätzung unserer Zöglinge, etwa weil ich überhaupt kein "Seelenfänger" bin und eben auch hier kein Theologe, sondern weil ich in meiner Haltung als Lehrer viel interessierter vom Problem des Christenthums und der Aufgabe es für mich zu ergründen als von jeder andern war. Dabei nur in sehr beschränkter Weise den Anforderungen meines Amtes zu genügen war ich mir stets bewusst, niemals dass ich dadurch vollkommen ausser Stande gesetzt wurde diesen Anforderungen zu entsprechen. Kurz dass irgend etwas wie Missgunst im Spiele gewesen wäre bei meinen Retioenzen auf dem

Katheder, könnte nur behaupten, wer vom wahren Sachverhalt dabei so wenig Ahnung hätte, wie es allerdings die Leute gewöhnlich haben, wenn sie von den innersten Angelegenheiten Anderer reden. Auch dagegen hätte ich mich nicht zu vertheidigen, bei meinem Verfahren mehr auf meinen Nutzen bedacht gewesen zu sein als auf dem meiner Zuhörer. Denn wenn es mir auch um meine Förderung mehr zu thun war als um die ihre, so ist mir der ihnen dadurch erwachsene Schade und entgangene Vortheil noch nicht so klar noch gewiss als wie der Schade, der mich getroffen hat und der Vortheil, der mir entgangen ist.

In Wahrheit liegen die Anlässe zu einer Art von Reue wenigstens, die ich beim Rückblick auf meine Laufbahn als Lehrer zurückblicke nach ganz anderer Richtung. Sie sind mir aus einer Art von Unterschätzung der von mir selbst von meiner Auffassung dieser Laufbahn, als ich mir die Grundsätze, die ich darauf zu befolgen hätte, vorschrieb, zu erwartenden Folgen erwachsen. Dass ich mich mit diesen Grundsätzen selbst lähmte musste mir im Allgemeinen klar sein, doch habe ich das Maass dieser Lähmung von vornherein nicht vollständig übersehen und mich daher auch nur soweit ihm von vornherein willig unterworfen, als diese Lähmung meine academische Wirksamkeit im engsten Sinne oder meine Wirksamkeit auf dem Katheder betraf. Dagegen irrte ich in Hinsicht auf die Freiheit, die mir eigenthümliche, so zu sagen halbherzige Auffassung meines Lehramts im Bereich meiner sonstigen öffentlichen Wirksamkeit, d.h. als Schriftsteller lassen würde. In dieser Hinsicht habe ich mir Illusionen gemacht und nicht sofort den Unterschied erkannt, der zwischen dem Lehrer eines geschlossenen Kreises

6 von Zöglingen besteht und dem in die Welt hinausredenden Schriftsteller. Der Lehrer sucht nicht, er hat es aber mit Suchenden zu thun, denen er zum Finden zu verhelfen berufen ist. Er hat es in der Hand, wie viel er zu diesem Zweck von sich an seine Zöglinge mittheilen will, ja gewissermassen ist er verpflichtet sich dabei fest im Zügel zu halten und nicht alles zu sagen was er zu sagen hat. Ganz anders der Schriftsteller. Er weiss nicht zu wem er redet, er sucht erst seine Zuhörer. Welche Aussicht hat er, sie zu finden, wenn er sich nicht vor Allem selbst ganz zu erkennen giebt ? Der Zweck des Lehrers setzt unter Umständen die beschränkte Erkennbarkeit seiner Person für seine Zuhörer voraus, der des Schriftstellers in Beziehung auf die seine das gerade Gegentheil, der Lehrer kann schweigen, der Schriftsteller nicht. Mag dieser was er an den Mann bringen will, sich selbst noch so sehr abringen, sei es dass er dabei die Schranken seiner Talente oder selbst die seines Willens zu überwinden hat, was er anbringen will muss an den Tag, irgendwo muss er damit verstanden sein wollen, mag er auch nicht immer wissen ob er irgendwo dazu gelangen wird. Denn einen beschränkten Kreis über sich im Unklaren zu erhalten kann seinen guten Sinn haben, es mit der ganzen Welt zu thun ist in sich selbst absurd wenn es nicht eben einfach durch Schweigen geschieht. Kurz: der Schriftsteller muss in einer Unbedingtheit innerhalb des weiten Kreises seiner Leser verständlich sein, in welcher das für den Lehrer innerhalb des beschränkten seiner Zuhörer nicht nothwendig ist, und darum ist für den Lehrer, dem es um seine Verborgenheit ernstlich zu thun ist, die Schriftstellerei verschlossen. Die Wahrheit davon hat mir erst die Gewalt der

Thatsachen aufgedrängt, und so habe ich zwar als Lehrer mich von vornherein in die Thatsache gefügt, von Niemanden verstanden zu werden, aber erst unwillig und allmählich in die andere doch damit unzertrennlich verbundene, dass ich als Schriftsteller nicht wirken konnte. Der Gewalt der Thatsache aber konnte ich freilich bei meiner eigenthümlichen Stellung zur Theologie am allerwenigsten zu entrinnen hoffen. Gespannt wie ich bei meiner Entfremdung von aller Theologie mit der ganzen theologischen Schriftstellerei meiner Zeitgenossen war, konnte ich nur immer weniger daran denken diese Spannung den dem Schriftsteller gebotenen unzweideutigen Ausdruck zu geben, ohne meine Wirksamkeit als Lehrer zu compromittiren. So kam ich denn sehr bald dazu, allen, wie das sich nun in den Verhältnissen der Gegenwart zumal von selbst macht, so vielfach an mich drängenden Zumuthungen, mich an der Kritik der theologischen Tageslitteratur zu betheiligen, mich zu entziehen - die Anzeige des Doulcet'schen Werks über Christenthumverfolgungen in den Göttinger Gel. Anz. vom Jahre 1884, zur Zeit 16 Jahre alt, ist soweit ich mich augenblicklich entsinne, die letzte der Art die ich geschrieben, - was mir sonst zu schriftstellerischer Bearbeitung blieb bedrohte mich nun unter den für mich gegebenen Umständen zu leicht dabei an die Grenzen des für Theologen noch Verständlichen zu gelangen und dabei um jedes Publicum zu kommen, was ich vielfach bei meinen Aufsätzen über die Anfänge der patristischen Litteratur und die der Kirchengeschichtschreibung aus den Jahren 1882 und 1892 empfunden und auch erfahren habe. Zu diesem Grundmotiv meines langjährigen Verstummens auch als Schriftsteller - in das ich wider anfängliches eigenes Vermuthen durch mein Schwei-

gen als Lehrer hineingezogen wurde, gesellte sich nun freilich auch noch die Nachwirkung meiner noch viel weiter zurückliegenden Unterschätzung hinzu, der ich mich auf Grund mangelhafter Selbstkenntniss oder vielmehr Selbstprüfung schuldig gemacht, ich meine die Indolenz meiner Natur. Ich habe als junger Mann wohl viel vom sogen. Kampfhahn in mir gespürt und eine gewisse Lust insbesondere, die ich am Widerspruch empfand, in dem ich mich gerade als Theologe mit meiner Umgebung befand, und die ich aus meiner Theilnahme am Kampfe der rationalistischen Kritik gegen die positive Theologie schöpfte. Nun war diese Lust nie sehr nachhaltig, und ich hätte im Grunde von jeher Ursache gehabt achtsamer auf ihre geringe Standhaftigkeit zu achten, ehe ich mich entschloss bei der Theologie zu bleiben. Nur weit energischere Befriedigung durch negatives Zerstören hätte mir Aussicht auf ernstere Erfolge eröffnet. Nun verwickelte mich der Widerspruch, den ich von vornherein in mir empfand allmählich in schwierige, langwierige, ja schliesslich nur mit meinem Leben zu lösende Conflicte. Diese Conflicte waren in meinem Falle nichts weniger als religiöse, und bezogen sich niemals auf die Unverträglichkeit meiner persönlichen Anhänglichkeit an das Christenthum und meiner

Ueberzeugungen in Hinsicht auf seine wissenschaftliche Beweisbarkeit. Das Christenthum hat mich nie besessen und nicht eine Stunde habe ich ihm glaube ich im klaren Drange nach Befreiung von ihm widerstanden. Persönlich unbetheiligt bin ich in dieser Sache stets ganz anders gewesen: Was sich in mir auseinanderzusetzen hatte, war nicht Christenthum und Antichristenthum, sondern einerseits eine immer schärfer sich entwickelnde, sehr radi-

9 cale Auffassung von Wissenschaft und Kritik, und ein damit nicht ganz harmonisirender Character. Eine andere Vorstellung von Wissenschaft, soweit sie nicht lediglich der Aufgabe einen Thatbestand an den Dingen und von ihnen ab zu beschreiben (dient), hat mich nie geleitet als die, wonach ihr obliegt das jüngste Gericht an den Dingen zu vollziehen. Zu vertreten hat sie an ihnen, soweit sie sich nicht selbst fälscht, auf jeden Fall nichts, wohl aber mit ihnen auf Kosten ihres Lebens (der Dinge Leben) fertig zu werden. Und dem entsprechend denke ich auch von wissenschaftlicher Polemik, und zwar ohne dabei in der gewöhnlichen Weise zwischen sachlicher und persönlicher Polemik zu unterscheiden. Mit persönlicher Polemik mir zu thun zu machen habe ich nie ernste Veranlassung gehabt, aber vielleicht auch darum nie Gelegenheit mir irgend welchen Glauben an die oben bezeichnete Unterscheidung zu erwerben, eine andere Ueberzeugung von ihr als die von ihrer gründlichen Unwahrheit. Polemik überhaupt ist meiner Ansicht nach wirksam nur wenn sie ihren Gegenstand an den Wurzeln angreift. Milder verfahren kann sie kaum der Gefahr entgehen, ihren Zweck diametral zu verfehlen und zu stärken was sie entkräften will. Allein zu solchen Ueberzeugungen über Wissenschaft und Polemik gehört, um damit sich und Anderen erfreulich durchzukommen, ein anderer Mensch als ich es bin und als welchen ich mich jetzt kenne. Aus Unlust am Streit und an lauterer Negation gerieth ich mit der Theologie damit zum Verstummen, und vollends zur Einstellung aller Kritisirerei an zeitgenössischen Mitarbeiten fühlte ich mich besonders früh und stark gedrängt. Der Natur der Sache nach immer mehr zu einer gewissen Schonungslosigkeit neigend, wurden mir meine

Recensionen damit persönlich um so unleidlicher - ich erwähne als Beispiel meine Reclusion von R. Schmidt Allg. Göttinger acad. Anz. 1882 Stück 42. Als Theologe der Disciplinirung durch ein Band höherer Gemeinschaft mit meinen Collegen völlig entbehrend, blieb mir nichts anderes übrig als auf mich selbst als ihren Mitmenschen mich zurückzuziehen und mich als solchen selbst in Zucht nehmend mir Schweigen aufzuerlegen.

Was habe ich nun bei solchem Verhalten nicht alles fröhlich um mich aufwachsen lassen, an dessen Aufwachsen ich selbst wenig Freude hatte ! Und hier sind es nun zwei Gewächse, an welche sich für mich etwas wie Reue, dabei die Hände im Schooss behalten zu haben, knüpft, weil der Beruf dazu hindernd dazwischen zu treten sich mir in mannigfacher Weise besonders aufgedrängt hat und mir auch das Bewusstsein nicht fehlt, dass mein Dazwischentreten nicht ohne Erfolg gewesen wäre. Das eine dieser Gewächse ist das groteske Ansehen Harnack's als Gelehrter, da sich nun über beide Hemisphären erstreckt und selbst bis in die noch ungewordene Zukunft seine Schatten wirft, das andere die Ritschl'sche Schule und ihre Erfolge in der Schweiz.

Ueber Harnack darf ich selbst wohl als "Ueberkritiker" reden, sofern ich selbst nicht immer "kritisch" mich zu ihm verhalten, sondern eine Zeit lang selbst die Hoffnungen, die man von ihm hegte, getheilt habe, zwar nicht solche, die sich an ihn als "Theologen" von Anfang an geknüpft haben mögen, als welchen er mich aber nie etwas angegangen und auch nie bekümmert hat, wohl aber Erwartungen, die er als Historiker des Urchristenthums erregen konnte. Habe ich doch selbst in meiner Kritik seiner Abhandlung über das Muratorische Fragment schon ein öffentliches Zeugniß für diese Periode



11 meiner persönlichen Schätzung abgegeben, und damit ein Muster jener Gattung von polemischer Kritik geliefert, von der ich schon gemeint habe, dass sie dem Ansehen des Bestrittenen nur zu Gute kommen kann, und bin ich doch damit bei Harnack sogar nicht ohne Mitschuld an diesem Ansehen, in seinen gegenwärtigen und von mir beklagten Dimensionen, was ich indessen doch durch ein weiteres Geständniss über jene Kritik und ihren Standpunkt erläutern muss. Zwar liegt mir die Abgeschmacktheit ganz fern zu behaupten, dass dieser Aufsatz damals überhaupt mit irgend welcher providentiellen Rücksicht auf Harnack's keimendes Ansehen geschrieben ist - die schlichte Intention mich mit einem jüngeren Gelehrten über eine wissenschaftliche Controverse auseinander zu setzen, für dessen Meinung ich mich besonders und aufrichtig interessirte, spricht sich, meine ich überdies zu unzweideutig aus der ganzen Haltung des Aufsatzes als seine Grundabsicht aus, als dass irgend welche nachträgliche Deutung meinerseits daran irre machen könnte - dennoch gestehe ich dass ich von diesem Aufsatz doch schon etwas "anders" schied als ich daran gegangen war, und jedenfalls dunkel wie mir natürlich Harnack's Zukunft am Ende so gut wie am Anfang war, doch auf Befragen wenigstens am Ende weniger überzeugt von dieser Zukunft hätte reden mögen als am Anfang. Ich hatte vielmehr seit dem vom Verfasser einen unaustilgbaren Eindruck von wortreichem Dunkelmacher und Confusionarius.

NL 53 Franz Overbeck A 269



15. Dec. 97

Vielleicht hat kein Leser meiner "Christlichkeit unserer heutigen Theologie" annehmen mögen, dass ich es mit dem Vorschlag, mit dem ich das Schriftchen beschliesse, ernst meine, und ich selbst behaupte nicht, mir seiner Zeit eingebildet zu haben, es werde nun flugs nach meinem Rath sich eine Ecke der Welt einzurichten beginnen, überhaupt allzuviel Gedanken an die Frage der sogen. "Ausführbarkeit" meines Vorschlags gewendet zu haben. Damit gebe ich aber noch nicht zu, dass ich ihn nur so hingeworfen hätte. Jedenfalls habe ich selbst nach diesem Recept fortan als Lehrer der Theologie gelebt. Ich habe nicht gelehrt was ich glaubte, d.h. was ich wollte, sondern was ich für zweckmässig, d.h. für meine sogen. Pflicht hielt.

Mit jenem Schriftchen habe ich vor nunmehr bald 25 Jahren zunächst nur mir selber zu helfen gedacht. Ich ertrug den falschen Schein, den mein Amt auf mich warf, nicht länger, vermochte jedenfalls nicht mehr auf dem Gebiet der Theologie wissenschaftlich zu arbeiten, ohne für mich und Andere die Bedingungen klar gestellt zu haben, unter denen ich es allein noch mochte. Die Grundbedingung war kurz gesagt die: Niemand sollte mich noch für das ansehen, wofür ich jedenfalls nicht angesehen sein wollte, nämlich für einen Vertreter des Christenthums. Ich wusste längst, dass ich das nicht war und mich als Theologe kritisch dazu verhielt, nun wollte ich mir für dieses Wissen Luft ein für alle Mal verschaffen, unter dem Titel eines wohlbestallten Lehrers der Theologie die Feder zu einer Kirche und Christenthum betreffenden Arbeit nicht anders mehr ansetzen müssen als unter der erklärten Voraussetzung, dass mir mein Beruf nur noch als Stätte gelte, um mir selbst ein wissenschaftliches Verständniss der

eben genannten Dinge zu verschaffen. Nicht einen Augenblick habe ich diesen Gedanken in mir gehegt ohne das Bewusstsein, dass er mir Opfer auferlegen und keineswegs nur die Freiheit, die ich mir dabei nahm, schenken würde.

Vor Allem stand mir, sobald ich mich ausgesprochen hatte, fest, dass ich mir für immer die Rückkehr auf einen Lehrstuhl der Theologie in Deutschland verlegte, und das mit Sonnenklarheit, und dieser Klarheit habe ich, wie jeder anderen, viel zu danken. Selbst gute Freunde, die mir den Anspruch "berufen" zu werden nicht absprachen, habe ich bisweilen eine gewisse Neigung anzumerken gemeint, mich für verbittert zu halten darüber, dass es nie geschehen ist. Im Gegentheil: ich nehme es keiner Culturbehörde übel, dass sie mich nicht gemocht hat, und danke es jeder, die etwa im Falle gewesen sein sollte es anders zu machen, dass sie mir die Verlegenheit einer Berufung erspart hat, eine Verlegenheit die darin bestanden hätte, dass ich abzulehnen die Miene annahm, was anzunehmen ~~für~~ <sup>3</sup> ~~mich~~ für mich gar keine Möglichkeit bestand. Auch habe ich mich ja selbst stets mucksmäuschenstill gehalten, um mir diese Verlegenheit zu ersparen, mich durch Bücherschreiben mindestens nicht "unübersehbar" gemacht und sonst im strengsten Sinne keinen der mehr als zehn Finger gerührt, die in diesen Dingen von solchen, die sich bemerklich machen zu müssen oder zu dürfen glauben, sich rühren lassen. Aber nicht nur in dem angegebenen Sinne nahm ich, als ich meine Christlichkeit geschrieben hatte, an, dass meiner Laufbahn als Lehrer der Theologie ein unüberwindliches Hemmniss in den Weg gelegt sei, ich wusste nicht anders als dass ich meine Professur überhaupt aufs Spiel setzte. Nun weiss ich noch bis auf den heutigen Tag nicht das Geringste davon, dass sich irgend jemand damals in Basel mit dem Gedan-

danken befasst hätte, mir diese Professur zu nehmen ausser mir. Auch hänge ich, bei der Hochachtung, die mir stets für die im ausgezeichneten Sinne bedachtsame Art des damaligen Basler Regiments geblieben ist, und auch für die Stille, in der damals meine ganze, hier zur Sprache gebrachte Angelegenheit sich abgewickelt hat, der Annahme, dass es wirklich niemand gethan hat, eher an, als dass ich mich gern daran irre machte. Sagen will ich hier nur, dass jedenfalls die Art wie ich hier am Orte mit meiner eigenmächtigen Declaration über Theologie unangefochten blieb, die von mir ohnehin nicht im geringsten verkannte Verpflichtung dazu, neben mir selbst auch das einmal übernommene Amt noch etwas gelten zu lassen, nur gesteigert hat. Ich hätte mich unter Umständen nicht so sehr gescheut mich als Professor der Theologie meiner Behörde unangenehm zu machen, es hat mir stets am Herzen gelegen der mir hier gegebenen "Unannehmlichkeiten" möglichst wenig zu bereiten und sie das Problematische der "Annehmbarkeit" ihres Professors möglichst wenig empfinden zu lassen. Nie bis auf den heutigen Tag, wo ich aus ihrem Dienst als Lehrer entlassen bin, habe ich Ursache gefunden diese meine Anerkennung der mir durch sie gesetzten Schranken zu bedauern, bin ich auch ohne Hoffnung ihren Dank im selben Maasse zu verdienen, wie sie sich den meinen gesichert hat.

Denn einen sonderbaren Professor der Theologie hat sie an mir stets gehabt und zwar einen solchen, der zwar, wie sich das von selbst versteht, nicht stets und von vorneherein, so klar über sich selbst war, wie er es bei diesem späten Rückblick auf seine Laufbahn sein kann, indessen doch schon in dem bestimmten einzelnen Moment der, indem ich von meiner "Christlichkeit" ausging, hier ins Auge gefasst ist, mit leidlicher Deutlichkeit selbst die Eigenthümlichkeit der Lage, in

der er sich fortan als Lehrer der Theologie befand, übersah und sich über die Glätte des ihm gewiesenen Wegs im Allgemeinen keinen Illusionen hingab.

Hier halte ich einen Augenblick an, um mir deutlich zu machen was ich will: kurz gesagt, so gut ich es aus Erinnerung nur kann, möglichst treu und ausschliesslich beschreiben, wo ich in dem hier fixirten Moment mit meinen Gedanken stand, nichts erklären und noch weniger etwas rechtfertigen, was auf diesen Blättern meine Absicht vollends nicht ist. Ich lasse also z.B. in den folgenden Auseinandersetzungen die Frage ganz ausser Betracht: wie war ich überhaupt dazu gekommen Theolog zu werden, wie mit der Theologie auch wieder so auseinander gekommen? Auf sich beruhen lasse ich, wie ich nach Basel gekommen bin, d.h. wie es zu einer Berufung hierher gekommen . Davon können andere jedenfalls besser erzählen als ich. Was mich anbetrifft, so war ich schon ein paar Jahre am Orte als ich in den Stand gesetzt wurde mehr davon zu sagen, als nach AG. 8,40 der Evangelist Philippus hat darüber sagen können, wie er nach Azotus gekommen ist. Bei Seite bleibt auch was ich überhaupt von persönlichen Einflüssen, die mich insbesondere in dem bezeichneten Augenblick umgaben, meine Gedanken und Entschlüsse aus unmittelbarster Nähe bestimmten: befand ich mich doch z.B. gerade damals in der Periode, ich will nicht sagen meiner innigsten, aber doch meiner kontinuierlichsten, nämlich täglichen Beziehungen zu Nietzsche, der in allem was mich anging, seit ich ihm wirklich näher gekommen war, überhaupt magna um nicht zu sagen maxima pars fuit. Das sind lauter Fragen, die hier unter Umständen nicht zu übergehen wären, und über die, da ich allein über sie etwas weiss, ich auch insbesondere etwas zu sagen hätte. Ich schweige aber für jetzt und habe im Sinn so zu

sagen nur eine einzelne Ecke der Landschaft meiner Gedanken zu beschreiben - es muss mir hier, wo ich zu mir selbst rede, gestattet sein mich so präzis auszudrücken, überhaupt mir alle nur wünschenswerthe Freiheit zu nehmen, deren ich zur Deutlichkeit bedarf. Ich fahre nun fort.

Wofür ich im Moment, da ich meine Christlichkeit schrieb, das grösste Interesse hatte - ein weit grösseres als jetzt da ich dieses schreibe, wo ich zu alt bin und schon zu sehr von Kräften um mir noch den Luxus eines solchen Interesses zu gestatten - das war das historische Problem des Christenthums. Die liebste Vorstellung war mir damit mich nun als "musicirendes Englein" sozusagen an meinen Studiertisch zu setzen und zuzusehen, wie weit ich damit käme. In dieser Stimmung lag mir nichts so fern als in dem Sinne mit dem Christenthum "fertig zu werden", dass ich nur dafür zu sorgen hätte ihm Eines oder das Andere anzuhängen was am Besten dazu helfen könnte ihm den Rest zu geben. Gesetzt ich wäre überhaupt der Mann, der sich in seinem Leben mit Gedanken dieser Art getragen hätte, der ich ganz und gar nicht bin, was ich damals wollte war das jedenfalls selbst nicht. Es war mir vielmehr ganz recht, mir das Christenthum als Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung zu conserviren und als solcher war es mir besonders lieb und werth und knüpften sich mir Hoffnungen daran. Damit ist aber ohne weiteres gesagt, in welchem Sinne ich nun doch damit fertig war, und wodurch es mir nicht möglich war, mich über die Art meines persönlichen Verhältnisses zum Christenthum zu täuschen. Indem es mir etwas nur noch als wissenschaftliches Problem war, hatte es ganz aufgehört mir noch zu sein wozu es in der Welt sein will, als was es in der Welt gilt und womit es Gegenstand religiösen Glaubens ist. Darnach gestalteten sich

sofort die Grundzüge des Amtes vor mir, dessen weitere Führung ich auf mich nahm. Ich denke ich vermeide am Besten unnötige Umschweife und Allgemeinheiten, indem ich sofort auf die Vorstellung eingehe, die ich mir vom Verhältniss machte, in das ich zu den Zöglingen zu treten hätte, mit deren Förderung mich mein Amt betraute, und auch das mag zur Abkürzung des Verfahrens dienlich sein, wenn ich das Geheimniss, bei dem ich schliesslich zu landen gedenke, sofort in seiner ganzen und ganz unverläugneten Dürftigkeit preisgebe. So schütze ich mich wenigstens am Besten vor dem Missverständniss, als sei es mir hier darum zu thun, mich als Vorbild für künftige Lehrer der Theologie hinzustellen, und so sei es denn gesagt, dass ich nie etwas Weiteres als Lehrer auf meinem Katheder erstrebt habe, als meine Zuhörer leidlich für ihre Examina zu befähigen und allenfalls zu einem ebenso leidlichen wissenschaftlichen Aufsatz aus einem der von mir vorgetragenen Fächer in den Stand zu setzen, doch dieses schon, ich fürchte, nur unter ganz bedeutenden Zumuthungen an ihr eigenes Zuthun.

Auf eine so schächerhafte Auffassung meiner Aufgabe als Lehrer sah ich mich aber gewiesen vor Allem dadurch, dass ich niemals der Einbildung angehangen habe, als ob ich im Stande sei etwas am Grundschatzen dieser Aufgabe zu bessern, der darin begründet war, dass ich den Glauben, den ich bei meinen Zuhörern voraussetzte und zu dessen Verkündigung ich sie zu erziehen hatte, nicht theilte. Niemand konnte weniger als ich selbst darüber zweifelhaft sein, als dass meine Zöglinge die Kosten dieses Schadens zu tragen haben würden. Mich indessen darein zu finden, dass ich ihnen nicht helfen konnte, wäre mir gar nicht möglich gewesen ohne das Bewusstsein, dass



ich zu diesen Kosten einen nicht unerheblichen Antheil auch meinerseits beitrüge. Dieser Antheil bestand in dem still gefassten und ich muss sagen auch still in mir behaupteten Entschluss - um gleich die Fächer zu nennen über die ich vorzutragen hatte - das Neue Testament ohne Tendenz zu erklären und die Kirchengeschichte ohne Tendenz zu erzählen.

20. Dec. 97

Das mag ja manchem klingen, als hätte ich hier im Sinne meine Vorlesungen für Leistungen eines Genies auszugeben, Anderen wiederum als wollte ich mich ins Licht dabei bewiesener heroischer Selbstlosigkeit stellen. Wie fern mir beides liegt wird eine Beschreibung des Thatbestandes dieser Vorlesungen, den ich mit meinen Worten in Wirklichkeit meine, zeigen.

Wenn ich nämlich in der damit bezeichneten Weise das Neue Testament erklärt und die Kirchengeschichte erzählt habe, so habe ich das nur fertig gebracht indem ich ihnen eine Behandlung zutheil werden liess, die einer "genialen" gerade entgegengesetzt war. Ich habe sie selbst als Objecte meiner Aufgabe auf Dimensionen reducirt, welche tief unter ihnen standen, und mich selbst auf einen entsprechend tiefen Standpunkt gestellt.

A 269  
Basel, 16. Jan. 1904

Hochgeehrter Herr u. Freund !

Als ich am 23. Juli in Urigen am Klausenpass in den Alpen den Brief vom vorhergeh. 20ten erhielt, in welchem Sie mir, in Erwiderung auf meine vorausgegangene Zusendung des im Frühjahr erschienenen Neudrucks meiner "Christlichkeit unserer heutigen Theologie" zum zweiten Mal die grösste äussere Auszeichnung antrugen, die mir im Leben widerfahren ist, war ich im Begriff am bezeichneten Ort statt der Erholung, die ich dort suchte, eine schwere Erkrankung mir zu holen. Kaum war ich, etwa ein Monat darauf heimgekehrt als ich mich zum ersten Male seit mehr als 50 Jahren aufs Krankenlager legen musste. Was nun auch der Bronchialcatarrh, um dessen willen es geschah, selbst in seinen kritischsten Momenten zu bedeuten gehabt haben mag, gewiss ist, dass er seit langem überwunden ist, doch leider mir ebenso gewiss, dass ich in einem seit dem 24. October vom Arzte und auch von mir selbst anerkannten und seitdem bis heute sich ziemlich stetig behauptenden Reconvalescentenzustand steckend, Gesundheit und Freiheit der Bewegung noch heute so weit nicht wieder erlangt habe, dass ich schon daran denken könnte, die Aufgabe einer Kritik des modernen Christenthums und der modernen Theologie, die ich im Frühjahr auf mich genommen, unverzüglich da wieder aufzunehmen, wo ich sie inzwischen nothgedrungen habe fallen lassen müssen. Hätte ich, hochverehrter Herr, in diesen Zeilen das Räthsel ihres langen Ausbleibens nur vor Ihnen persönlich aufzuhellen, so würde ich mich, in den Schatz von Vertrauen zur freundschaftlichen Erinnerung gegen mich den Sie sich in mir schon so gründlich gesichert haben, frei-

fend, nicht lange bedenken, meine heutige Aufgabe in der Hauptsache mit obiger schlichter, kurzer und nur andeutender Erzählung dessen was ich im halben Jahre, seit ich Sie habe warten lassen, erlebt habe, für erledigt zu halten. Nun stehen Sie aber heute vor mir vor allem doch wohl als der Principal von St. Andrews mit dem Anspruch auf klaren Bescheid auf die klare Anfrage, wie es nunmehr mit meiner Bereitwilligkeit stehe, mir die Würde eines D.D. Ihrer Universität verleihen zu lassen. Indessen auch so werden Sie mich nicht gern aus der Verpflichtung zur "Kürze" entlassen mögen. Ihrer gedenkend schweige ich denn von allen Gefühlen, mit denen mich die Wiederholung jener Anfrage von St. Andrews als solche zumal erfüllt hat. Aus analogem Grunde rechne ich sodann auch auf Sie selbst um sich eine Vorstellung davon zu machen, wie es gekommen ist, dass es so lange hat dauern mögen, bis dieser Brief zustande kam und nun (sit venia verbo) zu "guter" Letzt, nachdem ich schon seit längerer Zeit die Schwelle des neuen Jahres dafür ins Auge gefasst hatte, nun auch diese schon so ansehnlich überschritten worden ist, zugleich aber auch noch davon, dass in dieser langen Zeit ich selbst vielfach und lange geschwankt und nicht alle Tage gerade den Bescheid in der Feder gehabt hätte, den ich Ihnen vorzulegen mir heute erlaube. Und noch etwas lasse ich sich hier von selbst verstehen, unsern, meiner Frau und meinen, Dank für das wiederholte Anerbieten der Gastfreundlichkeit Ihres Hauses zu meiner Unterstützung, den ich Sie gleichfalls selbst für Ihre hochverehrte Gemahlin und sich hier zwischen den Zeilen herauszulesen bitte. Und eben dieser Dank führt mich noch im selben Zusammenhang näher auf die "Hauptsache", welche hier zwischen uns zu "verhandeln ist" -

Sie sehen wie es geht, wenn man dem Teufel der Geschäftssprache nur einen kleinen Finger überlässt - Ich meine nämlich meine Absenz von St. Andrews, von welchem Punkt ich annehme, dass, da er schon bei unserer erstmaligen Verhandlung über meine Promotion in St. Andrews keine Schwierigkeiten gemacht hat, man dort auch dies Mal mit mir Nachsicht haben wird, während ich meinerseits allerdings schon mit obiger Erzählung begründet zu haben meine, dass ich den Gedanken einer Reise nach St. Andrews wohl endgültig Valet sagen muss und weitere Auseinandersetzungen bei der gegenwärtigen Gelegenheit unterlassen darf.

Aus Vorstehendem nun werden Sie, hochgeehrter Herr, schon entnommen haben, dass ich dieses Mal, das mich so hochachtende Anerbieten von St. Andrews anzunehmen gesonnen, das mich so hoch ehrt und tief verpflichtet, unmittelbar an den Kern der Frage gelange, die Ihr Brief vom 20. Juli hier zwischen uns zur Discussion stellt, muss ich freilich zum Voraus um das Zugeständniss grösseren Raums für meine Erklärungen bitten. Denn diese sollen von meiner Seite St. Andrews dargeboten werden in der Absicht, den letzten Rest dort über mich etwa noch bestehender Unklarheit zu zerstreuen und in einer Gestalt, die sie für St. Andrews als Mittel sich meiner Person zu versichern mindestens ebenso brauchbar erscheinen lässt als bei theologischen Promotionen der Doctoreid den Promotor des Promovanden zu versichern gemeinhin dient - wenn nicht aber auch nur zu dienen praetendirt. Lassen Sie mich in der Meinung so am kürzesten zum Ziele auf welches ich hier aus bin, zu gelangen, hier damit beginnen, den Inhalt des Ihnen im Frühjahr vorgelegten Schriftchens in ein paar Thesen zusammenzuziehen, die ihn vielleicht verdeutlichen können und sagen dass das "historische"

Christenthum - und ein anderes kenne ich wenigstens in meinen wissenschaftlichen Untersuchungen nicht, in unserer Welt im Schwinden begriffen, im majestätischen Schritt zwar, den dgl. grosse Bewegungen in der Geschichte bei solchem Schwinden einzuhalten pflegen, aber doch zugleich auch mit der Stetigkeit, die gleichzeitig an ihren Schritten zu beobachten ist. Auf dieser Bahn zieht aber dem Christenthum als sein Prophet seine Theologie voran, und zwar mit weitem Vorsprung, so dass wir, wenn wir die zurückgelegten Distanzen an der Reihe ihrer grössten Meister abmessen und für die Gegenwart, als die guten Historiker, die wir sind, keinen als solchen Meister uns werden bezeichnen lassen mögen, als den uns von der Gegenwart selbst genannten, also unbedenklich uns an Harnack bei unserer Distanzmessung halten werden, doch wohl schwerlich auf die Vorstellung kommen werden, der Theologie stünden noch dieselben, immerhin selbst problematischen, doch muthmaasslichen "Aeonen" bevor, die dem Christenthum immer noch sich kaum bestreiten lassen werden. Denn von genanntem Meister wird doch wohl schon in 50 Jahren mit grösserer Sicherheit ziemlich allgemein anerkannt sein, dass er mit seinem Wesen des Christenthums da steht wo unter uns Europäern der Gegenwart schon seit etwas längerer Zeit Chateaubriand mit seinem "Génie du Christianisme" sich befindet, wenn dieses Werk als Stütze des Christenthums kaum noch für mehr als für eine Kinderei gilt, hat auch im Falle dieses Meisters neben dem Ruin seines Rufs als Apologeten den andern als einer der grössten Schriftsteller seines Vaterlandes bis auf den heutigen Tag noch mit ansehnlicher Unbestrittenheit behaupten können. Das ist nun aber die ernste und wie mir scheint kaum ver-

hüllte Meinung schon des Ausdrucks meiner Christlichkeit. Wenn nun St. Andrews auch dieses Büchlein, wie Sie mir, hochgeehrter Herr Donaldson, am 20. Juli schrieben, in die Anerkennung, deren es meine theologischen Werke überhaupt als conceived in a purely scientific spirit gewürdigt hat, mit eingeschlossen und kein Hinderniss darin gefunden hat, mir seinen theologischen Doctorhut nach wie vor anzutragen, so könnte ich es mir verdenken nicht alles zwischen uns genügend klar gestellt zu finden, um die mir zugedachte Auszeichnung mir in schlichter Ehrerbietigkeit gefallen zu lassen. In der That was soll mich meinerseits noch hindern, gelten zu lassen, dass man mich in St. Andrews als den einfachen Gelehrten, für welchen allein ich gelten will, ohne dass ich daran dächte an die Materie des Christenthums u. der Religion sei es als Reformator oder gar als Stifter, ja selbst nur als directer Kritiker zu tasten, ebenso gut kenne wie ich mich selbst. Und doch würde diese einfache Beruhigung beim Urtheil von St. Andrews für mich auch dann nicht ganz ohne Schwierigkeit sein, stünde zur Stunde zwischen mir und Ihrer Universität nur das Büchlein, das sie mit Ihnen ihrer Beachtung gewürdigt hat. Denn keinem seiner Leser hat dieses Büchlein zugemuthet für sich verstanden zu werden, es hat sich an alle seine Leser unter dem ausdrücklichen, unbesonnenen vielleicht für mein Alter doch ausdrücklichen Vorbehalt von mir zu erwartender Fortführung des darin Begonnenen gewendet und so auch an St. Andrews. Doch auch hiervon abgesehen, inzwischen, d.h. seit Sie an mich Ihre Anfrage die Wünschbarkeit betreffend, welche für mich die Promovirung in St. Andrews hätte, gerichtet haben, habe ich, sehr nothgedrungen zwar, doch nicht minder that-

sächlich, viel Wasser unsern Rhein zum Meere hinunterlaufen lassen und dabei jedenfalls selbst Zeit gefunden so viel in und an mir und insbesondere mit meinem im Publicum umlaufenden Schriftchen zu erleben, dass nunmehr dieses Schriftchen vollkommen aufgehört hat, allein Grundlage oder Hinderniss unserer Verständigung zu sein, sondern überdies die Summe jener meiner nun bald halbjährigen neuen Erlebnisse sich zwischen uns, St. Andrews und mir gelegt hat und ich demnach in diesen vor Freunden in der Ferne abzulegenden Bekenntnissen nun gar nicht mehr daran denken kann bei den obenstehenden, den Sinn meines Schriftchens aufzuhellen suchenden Thesen stehen zu bleiben, sondern mindestens auch noch dafür zu sorgen habe, dass unter den eben bezeichneten Freunden über die Aussichten des Schriftchens Illusionen nicht weiter bestehen, die ich selbst jedenfalls zur Zeit ungebrochen nicht mehr besitze.

Von diesen meinen "neuen Erlebnissen" nun aber hat Ihnen, hochgeehrter Herr, die Anfangserzählung meines Briefes schon genug verrathen, dass ich mir wiederum kürzend zu schweigen und ohne Umschweife zur Frage überzugehen erlauben darf: in wiefern hat sich in dem halben Jahr, das seit dem Empfang Ihrer Anfrage verflossen ist, etwas für die Aussichten, unter welchen mein Schriftchen im Frühjahr seinen Umlauf begonnen hat, verändert? Da ich aber schwerlich annehmen kann, dass man sich in der Zwischenzeit in St. Andrews, so hoch ich mir auch die Freundschaft, die man dort für mich hegt, nach den Zeugnissen, die ich darüber vor mir habe, einzuschätzen mir erlauben mag, mit mir sich ebenso viel beschäftigt haben wird, wie ich es selbst gethan, so habe doch wohl auch ich zunächst auf die eben aufgestellte Frage Auskunft zu ertheilen und was ich über

die Grösse und das Maass der darin erwähnten Veränderung zu sagen weiss auch in St. Andrews nach Möglichkeit bestimmt wissen zu lassen. Zu welchem Zweck denn sich mir zunächst die Thatsache meiner Erkrankung darbietet: sehr grau, nicht nur gross, ist die Veränderung die ich meine, auf jeden Fall, sofern sie, diese Thatsache, mich so lange arbeitsunfähig gemacht hat, wie ich es ja im groben Ueberblick schon ausgesprochen habe, hier zu abermaliger und genauerer Darlegung wieder hervorziehen muss. Ich selbst habe ~~es~~<sup>2</sup> in meinem Schriftchen (s. besonders gegen den Schluss S. 215 f.) die Verheissung verlautbart - woran ich auch schon einmal beiläufig erinnerte - unverzüglich selbst an die Fortsetzung meines Schriftchens Hand anzulegen. Diese Fortsetzung aber ist mir im Sinne in dem ich Sie zuerst verlautbarte nicht nur noch augenblicklich unmöglich, sondern auch erst für eine Zukunft absehbar, von der ich nur eben sagen kann, dass sie sich nicht in die Wolken blosser Speculation verliert. An vollständigem Verzweifeln bin ich in Betreff dieser Fortsetzung zur Zeit nicht, aber im Ernste kann ich mich auch nur noch zur Hoffnung bekennen, es werde mir noch möglich werden, wenn auch kein Wiederaufnehmen der Pläne des Frühjahrs in ihrer ursprünglichen und vollen Breite, so doch ein solches für das und jenes einzelne Bruchstück jener Pläne in wenigen Wochen oder höchstens Monaten. An welchem Wiederaufnehmen ich schon seit einiger Zeit wohl täglich wenigstens in einzelnen Zeitfetzen arbeite, vielfach aber einstweilen eben nur als Reconvalescent und im Zutrauen zur Stetigkeit dieses Zustandes daran ich mich als Gegengewicht zu seiner deprimirenden Langsamkeit seit einigen Wochen besonders erfreuen kann, bis diese Zeitfetzen sich wieder zusammenthun und mir zusammenhängenderes Arbeiten ge-



statten. Und nicht nur aus diesem Zutrauen schöpfe ich noch zur Zeit den Muth zu jener Hoffnung, sondern daneben hält mich immer noch und neuerdings zumal ernstlich aufrecht die Lebhaftigkeit, mit der mir im Grunde fast jeder Tag noch Bestätigungen meiner Ueberzeugung zuführt, mit meinen Schriften in Hinsicht auf die Zukunft von Christenthum und Theologie auf dem rechten Wege zu sein. Ja hätte ich im eben geschlossenen Jahr weiter nichts erlebt als den seltsamen Vorgang der leibhaftigen Wiederauferstehung der Sprachverwirrung der Vorzeit, den wenigstens uns Deutsche unser Babel- und Bibelhandel hat erleben lassen - während ich nicht weiss ob auch in Ihrem Lande dieses moderne Wunder mit gleichem Glanze beobachtet worden ist - hätte ich auch im vorigen Jahre weiter nichts erlebt als das, meine ich, es müsste mir daraus eine noch lange vorhaltende Quelle zu meiner Stärkung in der eben bezeichneten Ueberzeugung fliessen. So sei denn auch St. Andrews angelegentlich gebeten, durch das was ich ihm in diesem Brief über mich und meine augenblickliche Reducirtheit zu hören gebe, sich nicht bewegen zu lassen mich für das fernere Fortkommen meines Schriftchens überhaupt und nur aufzugeben, eine Neigung von der an Gegnern, auch ohne dass ich an Verfolgungswahn litte, Erfahrung zu machen an Gelegenheit es mir in diesen letzten Zeiten nicht eben gefehlt hat. Doch weitere Erlebnisse ähnlicher Art aus gleicher Zeit, die von aussen aus dem grossen, idealen und indefiniten Publicum meines Schriftchens auf mich eingedrungen sind, kann ich im Zusammenhang dieser Auseinandersetzung nicht so leicht abthun, denn sie gefährden das Fortkommen meines Schriftchens und seinen nächsten Erfolg noch schlimmer als meine eigene durch die Umstände erzwungene Unthätigkeit. Ich bitte wiederum um Ihre Erlaubniss

zur Darstellung dieser Erlebnisse etwas weiter ausholen zu dürfen.

Ich habe nämlich soeben schon vom Erfolg meines Schriftchens ein Wort fallen lassen und ich will nicht verkennen, dass was ich auszuführen im Begriff bin den Schein auf mich wirft, sehr vorzeitig über diesen Erfolg schon orientirt sein zu wollen, wenigstens bedeutend früher als dies in einer noch nicht sehr weit von uns abliegenden Vergangenheit gemeinhin für statthaft gegolten hat. Indessen wir leben im 20. Jahrhundert, in welchem man sich doch erlauben mag, die Grenzen der Möglichkeit für solche Orientirtheit für einigermassen verrückt zu halten. In dieser Meinung will ich denn, von dem redend was mich diese letzten Monate vom Erfolg meines Schriftchens gelehrt haben, den Satz schon wagen, dass im Augenblick meine zweite Christlichkeit nun vollends vom Schicksal bedroht, welches das in ihrem Umdruck von mir schon anerkannte Loos ihrer ersten Gestalt gewesen ist, nämlich ein "Monolog" zu werden. Zuerst hat sich in einem Aufsatz der Neuen Zürcher Zeitung 1903 No.143 (Beilage zur Sonntagsnummer vom 24. Mai) "Franz Overbeck und die Christlichkeit der Theologie" Dr. Ed. Platzhoff Lejeune über das Schriftchen, das ich auch dem Urtheil von St. Andrews unterbreiten zu sollen gemeint habe, vernehmen lassen: ein seltsames Zwitterwesen, das mein Feind nicht zu sein scheint, indessen mir die Sprache, wenigstens die Schriftsprache abspricht, ja selbst mich des Mord- u. Todschlags beschuldigt. Es folgte J.Hart im Berliner "Tag" 1903 No.473 (9.Oct.) der auch nicht mein Feind, wie es scheint, indessen selbst kaum den Anspruch erhebend mich verstanden zu haben, in welcher Beziehung er mich selbst sogar zu Rathe zu ziehen mir die Ehre erweist, zugleich freilich mir

zumuthet die Palme "des feinen, modernen Kopfs der die Kultur und Bildung unserer Zeit vornehm vertritt", die er in für Harnack fallen lässt, daselbst aufzulesen. Ferner ist E.Troeltsch mit einer Anzeige meines Büchleins, Deutsche Litt. Ztg. 1903 No. 41 Sp. 2472 f. zu nennen: allerdings ein Koryphäe unserer deutschen "modernen Theologie", dessen Rhadamanthyspruch indessen in virtuoser Handhabung des Lieblingsbegriffs des Sprechers wohl nicht nur mir Respect ausschliesslich vor der bis zum Schluss sich "absolut" behauptenden Höflichkeit des Sprechers einflösst. Endlich ist noch D. S. in der Monatsschrift für kirchl. Praxis 1903 No. 12, S. 483 - sit venia verbo - zu nennen, dessen Orakel rein vom Geiste "Kirchl. Praxis" inspirirt sich ungefähr buchstäblich auf den Satz "beschränkt" : "Erfolg darf sich Overbeck von der 2. Auflage noch weniger als von der ersten versprechen". Das ist aber alles was meines Wissens bis jetzt in unserer Tagespresse über mein Schriftchen sich hat hören lassen \*)

---

\*) Ich übergehe den Dank, den ein von mir selbst hochgeschätzter College als Redacteur des Hauptorgans des hiesigen Pietismus ("Kirchenfreund 1903 No.12 S.190 f.) neben seinem Dissensus ausgesprochen, zum Voraus mich Ihres Einverständnisses mit meiner Umgehung im Zusammenhange obenstehender Uebersicht für versichert haltend. Mit der Ungezogenheit eines renommirten Litteraten der Schweiz aber im Sonntagsblatt des schweizerischen "Bundes" (1903 No. 35 S. 279 f) habe ich mich schon selbst in einer kurzen"Replik" in den "Basler Nachrichten" (1903 No. 252) öffentlich auseinandergesetzt und der nicht von mir angezettelte Streit hat noch

- ich darf wohl sagen so gut wie nichts, und mehr als nichts doch wohl auch in den Augen dieser Tagespresse selbst nicht, wenn sie nur selbst der Entwicklung, die ihre Lungen zur Zeit erreicht haben, bewusst ist und auch der Töne, die sie in ihren Invectiven so gut wie in ihren Panegyriken anzuschlagen pflegt da wo sie nützlich zu reden nur überhaupt gesonnen ist. Aber ich weiss von dieser Presse noch mehr. Und wer unter ihren Zeitgenossen kennt auch nicht neben ihr die Unzahl von Zeugen, die auch für die Stummen und ausserhalb ihrer Sphäre umlaufen, den Gedanken ihrer Schriftsteller in der Gegenwart und in dieser zumal sich einzufinden pflegen? So ist auch zu mir aus den Kreisen der muthmasslichen Gegner meines Schriftchens im Publikum selbst ganz "klassisch bezeugt" ein Gerede davon gedrungen, dass man in diesen Kreisen über mich zu schweigen gedenke; ein Gerede, das aber so lang es sich nur im Grossen so trefflich bestätigt auch zur Anerkennung der Thatsache drängt, dass ich das Ohr der Gegenwart wohl kaum besitze und darüber vollkommen "erbaut" bin.

---

keine Fortsetzung gefunden. Im Zwischendeck dieser Anmerkung gestatten Sie mir noch, hochgeehrter Herr, das Anerbieten Ihnen diese ganze von S. 18 ab citirte "Litteratur" zur Verfügung zu stellen, falls Kenntnissnahme davon Ihnen oder sonst einem Mitgliede Ihrer Universität erwünscht erscheinen sollte, ein Anerbieten, das ~~sonst~~ als sich von selbst verstehend aus der Ueberfracht dieses überlasteten Fahrzeugs noch am ehesten zum gänzlichen Ueberbordwerfen sich hätte empfehlen können.

Aber über die Zukunft und darüber, was sie mir von ihrem Ohr noch zugebracht haben mag nicht minder. Denn davon mehr zu wissen als mich allgemein menschliche Blindheit erblicken lässt begehre ich nicht. Eine Nothlage vielleicht, doch für mich keine, in der ich die geringste Neigung verspürte bei der Führung des Streits, in den ich in meinem letzten Schriftchen mich noch zurückzustürzen gewagt habe, mich vom Boden, auf dem ich ihn bis jetzt gehalten und er ein Streit über die Zukunft meiner Sache war, auf den eines Streitiges über "meine Zukunft" abdrängen zu lassen. Dabei, um bei meiner augenblicklichen "Sache" zu bleiben, insbesondere dessen wohl eingedenk bin, dass ich, mich anders verhaltend, die Anerkennung die ich für meine bisherige Haltung bei jener Führung in St. Andrews gefunden, nur heillos gefährden würde, während ich nach nichts mehr verlange als der standhafte Hüter dieser Anerkennung zu sein. In diesem Sinne lasse ich mir's denn auch hier vor Allem angelegen sein mit dem was ich von den Aussichten meines Schriftchens weiss aus einer Einsamkeit herauszutreten, die ich vor Allem im Verhältniss zu St. Andrews als mir augenblicklich verboten empfinde, und sage also: Es wird dem Neudruck meiner "Christlichkeit" fürs Nächste nicht gut gehen: das ist das Gewisseste was ich zur Zeit über seine "Aussichten" zu sagen weiss, der Rest

Womit ich denn nun aber, hochgeehrter Herr Principal, an's Ende meiner Ihnen abzulegenden Bekenntnisse gekommen zu sein in gewissem Sinne wohl glauben darf, damit Sie daraus als der Freund, als den ich Sie bisher habe kennen lernen, entnehmen, was Ihnen davon zur weiteren Mittheilung in St. Andrews gut dünken mag, um dort die Frage meiner Promotion zu gutem Ende zu führen. Nur

noch eins frage ich mich: habe ich denn mit Vorstehendem in Hinsicht auf dieses "gute Ende" wirklich put you at your case ebenso gut wie ich damit für das Meine besorgt gewesen bin? Ich fürchte die "Götter" die sich da zuletzt zur Verständigung zwischen uns geschoben haben, haben deren Bedingungen nicht eben verbessert, und wir wären besser unter uns geblieben. Ja lassen Sie uns zusehen, ob wir uns am Ende nicht am Besten über jenes gute Ende "verstehen", wenn wir uns damit nicht nur von den "Göttern" isoliren, sondern auch vom "scientific spirit", dem wir uns in unserem Alltagsleben sonst willig beugen, uns etwas abseits zu halten versuchen. Unter dessen Brille betrachtet "sinkt", nach Allem was ich Sie von meiner derzeitigen Lage habe wissen lassen, meine Promotion bei Ihnen ja doch wohl zu einem Act "herab", dessen "reelle" Bedeutung nur noch die eines einem Hilfsbedürftigen zugedachten, ermuthigenden Zurufs ist, womit er, dieser Act, aber für mich zugleich nahe an die Grenze des Annehmbaren gelangt, während für St. Andrews sich nichts verändert, vorausgesetzt nur dass ich meine Annahme in aller Aufrichtigkeit, ohne jeden Vorbehalt und Hintergedanken, erkläre. Insbesondere bleibt dann, wenn mir in St. Andrews nach wie vor jener Zuruf zu Theil wird, mein Dank dort im Grunde unentrinnbar. Und so gebe ich Ihnen denn auch meine eben besagte Erklärung in zugleich besagter Aufrichtigkeit ab, aber auch noch heute nicht ohne ebenso aufrichtig und frei von Vorbehalt die letzte Entscheidung über die Sache in St. Andrews Hände zurückzulegen. Denn wie diese Entscheidung auch ausfalle, wenn auch so zu sagen gegen mich, meine Promotion bleibt aus, und die ganze Angelegenheit, über die wir augenblicklich mit einander discutiren, ist für mich zur blassen Erinnerung gemacht worden, - so sehe ich nicht ein, wie mir deren dankbare Pflege gewehrt werden

und auch so St. Andrews meinem Dank entgehen soll. Und danach verstehe ich denn auch was ich "das gute Ende meiner Promotion" genannt habe: nämlich vom unzerstörbaren Bande das zwischen St. Andrews und mir St. Andrews' doppeltes Angebot geschaffen hat, mag mir die übergrosse Ehre die mir dabei zugedacht wird, schliesslich versagt bleiben oder nicht. Noch immer ist es mir aber unmöglich, das vorliegende Ungethüm zum einzigen guten Ende kommen zu lassen, das es schon so lange in seinem Schoosse trägt. Wie alle Formen, so ist auch der Brief dazu bestimmt unter uns Menschen gute Sitte aufrecht zu erhalten: Wie sehr ich mich dagegen durch diesen gewaltsamen Einbruch in Ihre Gelehrtendiät versündigt habe, lastet noch zu schwer auf mir. Durch meine Nothlage soll es nicht entschuldigt werden, am allerwenigsten darf mein Ungeschick hinter dieser Nothlage vor Ihrem Blick etwa ganz unbemerkt durchschlüpfen zu können hoffen, am ehesten wage ich mich noch mit der Entschuldigung hervor, dass ich mit diesem Excess auch mich nicht geschont habe noch die Schranken der mir zur Zeit verordneten Diät. Wie ich denn auch erst am 19. schliesse was ich am 16. begonnen habe.

Und nun, nachdem ich mich vom Principal fast schon verabschiedet habe, hochgeehrter Herr und Freund, endlich auch mein Abschied vom Privatmann mit dem herzlichen Wunsche, diese leider so unzählbaren "Zeilen" möchten Sie und Ihre Frau Gemahlin in bestem Wohlsein treffen und in einer Verfassung, die uns, meine Frau und mich, noch etwas von einem Wiedersehen hier bei uns und seiner grossen Freude hoffen lässt, da nun einmal in St. Andrews davon nichts zu hoffen ist.

In vorzüglicher Hochschätzung

Ihr stets in Dankbarkeit ergebener

Fr. Overbeck.